



Beilage zur Kocher-Zeitung und zum Härtsfelder Boten

Die Bataille beim Roßnagel am 25. Nov. 1786

Ein Bild aus deutscher Kleinstaaterei.

Von J. Kammerer.

Die württembergische Landesbibliothek in Stuttgart bewahrt unter ihren reichen Beständen eine kleine, nur wenige Blätter umfassende Flugschrift, die den langatmigen Titel führt: „Beschreibung der siegreichen Bataille beym Roßnagel der Ellwangschen Völker, welche mit einer großgebauten Hütte, Bauholz vom Wöhr, Dielen, Latten, Bretter und Damm mächtig zu streiten hatten und mit vielem Ruhm überwunden, und die mit vieler Kunst und Feine eingerichtete Eroberung der Grundbirn in Aalen.“ Sie enthält in Gedichtform ein „Gespräch von zwei Aalener Bürger von der Eroberung der Grundbirn und von der Bataille beim Roßnagel.“ Jahr und Ort des Drucks, auch der Verfasser des Gedichts, das wir im Anhang wiedergeben, werden nicht genannt. Das unbedeutende Gedicht mag wohl unmittelbar nach dem Ereignis, das es in kunstlosen Reimen besingt, entstanden sein und zwar vielleicht gerade in dem benachbarten Aalen, dessen Bürgern es in den Mund gelegt ist.

Was hat es nun mit dieser vom Dichter besungenen „Bataille beym Roßnagel“ für eine Bewandnis? Da müssen wir schon weiter ausholen. Im Jahre 1769 hatte der Löwenwirt Johann Georg Blezinger zu Königsbronn die württembergischen Eisenwerke zu Igelberg und Königsbronn gepachtet. Dieser unternehmungsfreudige und großzügige Mann hat es verstanden, diese Werke zu leistungsfähigen industriellen Betrieben auszugestalten, die die Bewunderung seiner Zeitgenossen erregten. Wenig Glück, aber viel Verdruß brachte dem bis in die Tage des Alters hinein tatenfrohen Blezinger ein Unternehmen, das er durch den Kauf der Roßnagelmühle im Jahre 1786 einzuleiten gedachte. Im nächsten Jahre (1787) lief der Pachtvertrag, den er 1769 mit Württemberg geschlossen und 1778 erneuert hatte, ab. Nun wollte Blezinger, der schon 1768 von den Fürsten Hohen-

lohe-Dehringen die Eisenwerke zu Ernsbach gekauft und großzügig ausgebaut hatte, offenbar die Erfahrungen, die er als Pächter gesammelt hatte, nunmehr als freier Besitzer einer eigenen Schöpfung verwerten, die er im Leintal zu schaffen gedachte. Klug und umsichtig hatte sich Blezinger zuvor ein Bergwerksrecht auf Erz gesichert. Einen Versuch, in Rötthardt zwei wöllwarthische Höfe zu erwerben und dort ein Bergwerk anzulegen, hatte zwar die Fürstpropstei Ellwangen am 14. Juli 1785 noch dadurch vereiteln können, daß sie um 20000 fl den Herren von Wöllwarth das Recht, „alle Gattungen der Mineralien in dem nach Ellwangen lehenbaren Bezirk und der Flurmarkung zu Rötthardt und Rötthenberg zu graben“ abgekauft hatte. (Repert. Ellw. im Staatsarchiv Stuttg. S. 1312 und Wöllw. Archiv in Esslingen.) Was ihm hier entgangen war, sollte Blezinger bald anderswo finden. Durch Vertrag vom 25. Oktober 1785 wurde ihm sowie seinem Sohne Johann Sebastian Blezinger und dessen Leibeserben das Recht des Erzgrabens auf Essinger Markung auf 20 Jahre eingeräumt und am 3. März 1786 an der Kirche zu Essingen nachstehender Erblaß angelassen: „Demnach sich die hiesige gnädigste Orts- und Grundherrschaften zur Beförderung des hiesigen Nahrungsstandes gnädig bewogen gefunden haben, dem herzoglich-württembergischen Eisenwerken-Admodiateur [Pächter] Herrn Johann Georg Blezinger zu Königsbronn die gnädigste Erlaubnuß zu erteilen, auf denen auf der allhiefig Essinger Markung und Flur gelegenen burgerlichen und Gemeinsgütern Eisenerz graben zu dürfen, jedoch mit der ausdrücklichen Bedingnuß, daß gedachter Herr Blezinger denjenigen Schaden, welcher durch dieses Erzgraben an denen Gütern etwa verursacht werden möchte, nach pflichtmäßig unparteiischer Taxation denen Eigenthümern derselben ersetzen und bezahlen solle, zu welchem der Herr Blezinger sich anheischig gemacht und bereits versprochen hat, die Summe von 200 fl sogleich bei dem Bürgermeister Amt allhier zu mehrerer Sicherheit zu hinterlegen: und es nun an deme ist, daß mit dem Schürfen und Schachten oder dem Aufsuchen dieses Erzes der Anfang gemacht werden solle als wird ein soches anmit des Endes öffentlich bekannt gemacht, damit niemand bey zu befahren habend nachdrücklichster Bestrafung denjenigen Leuten, welche Herr Blezinger zu Vollführung dieses Vorhabens hiehero abordnen wird, einige Eingelenke (?) und Hindernisse machen möge, da ohnehin gegenwärtig nur vom Schürfen und Schachten die Rede ist, und des Herrn Blezingers Leute den Auftrag haben, sich ehe und bevor sie irgendwo angreifen, bei Amt die Anzeige davon zu machen. Als wornach sich dann jedermann zu achten wissen wird.“ Ein Versuch Blezingers, die Scherrenmühle zu erwerben und dort die erforderlichen Werke zu errichten, schlug fehl, da der Besitzer derselben, ein Schwager des gmündischen Holzwarts Franz Ott zu Dewangen, trotz ansehnlicher Angebote nicht dazu zu bewegen war, seinen Besitz zu veräußern. Ob bei dem Versuch Blezingers, der auch in diese Zeit fällt, nämlich eine im Gebiet der Reichsstadt Gmünd gelegene Sägmühle zu erwerben, auch die Absicht mitgewirkt hat, dort seine großangelegten Pläne zu verwirklichen, laßt sich nicht ermitteln. Auch dieser Versuch schlug

fehl, da die Reichsstadt Gmünd auf Blezinger nicht gut zu sprechen war. Man war ihm dort gerade nicht sonderlich gewogen. Durch große Holzeinkäufe hatte er die Holzpreise unliebsam in die Höhe getrieben und durch die Abfuhr und das Flößen des Holzes auf der Lein manchen Schaden verursacht, aber da Württemberg seine schützende Hand über ihn hielt, so hatte man auf gmündischer Seite gute Miene zum bösen Spiel machen müssen. Diese Rücksicht fiel ja jetzt weg, da Blezinger in eigener Angelegenheit handelte. So mußte Blezinger froh sein, als sich ihm die Möglichkeit bot, die Roßnagelmühle bei Laubach zu erwerben. Am 21. März 1786 ging die Mühle aus dem Besitz des bisherigen Müllers, Johannes Pfisterer, um den Preis von 6000 fl in den Blezingers über.

Die Nachricht von dem Verkauf erregte in dem benachbarten damals ellwangischen Abtsgmünd, wo ein fürstpropstlicher Amtmann, Xaver Reeb, saß, berechtigtes Aufsehen. Reeb hielt es für seine Pflicht, von diesem Vorgang seiner vorgesetzten Behörde alsbald Mitteilung zu machen, da er mit Recht vermutete, daß das umgehende Gerücht, Blezinger wolle dort ein Eisenwerk errichten, der Wahrheit zweifellos nahe komme. Die Fürstpropstei Ellwangen konnte nicht freundlich dazu sehen, wenn in nächster Nähe ein neues Unternehmen in unliebsamen Wettbewerb zu ihren eigenen Werken in Abtsgmünd und Wasseralfingen trat. In Ellwangen hat man die Tragweite des neuen Unternehmens von Anfang an erkannt und alle Hebel in Bewegung gesetzt, um dasselbe noch im Entstehen zu hindern. Reeb erhielt den Auftrag, durch einen Mittelsmann dem katholischen Roßnagelmüller von einem Verkauf an einen Protestanten abzuraten, aber dazu war es, wie es sich in der Folge herausstellte, schon zu spät! Es wurde Reeb ferner zur Pflicht gemacht, von Zeit zu Zeit über den Stand des Blezinger'schen Unternehmens Bericht zu erstatten. Gleichzeitig versuchte man in Ellwangen, Württemberg gegen Blezinger mobil zu machen. Der ellwangische Schmelzverwalter zu Wasseralfingen, Hofkammerrat Högg, sollte den württembergischen Faktor Wagner in Königsbronn auf das Vorhaben Blezingers aufmerksam machen; denn eine Verwirklichung der Blezinger'schen Pläne werde auch für Württemberg sehr unliebsame Folgen haben. Wagner seinerseits nahm die Sache nicht so tragisch: „er sehe,“ so sagte er Högg, „all dieses für eine feinesse an, wodurch Blezinger etwann hinkünftig ein geringeres Pachtgeld oder sonst einen Vorteil zu erzielen gedenken möge.“ Er sehe darum auch davon ab, von dieser Sache an die württembergische Hofkammer nach Stuttgart Bericht zu erstatten; es werde eher zum Ziele führen, wenn Ellwangen seinerseits in Stuttgart vorstellig werde. Daraufhin werde dann sicher an ihn eine Anfrage kommen und ihm Gelegenheit verschafft, „die Blezingerische Griffe gleich in ihrer Geburt zu zerstückeln.“

In welcher Richtung Blezingers Pläne tatsächlich gingen, vor allem aber auch, wie sich die wöllwarthische Herrschaft, in deren Gebiet die Roßnagelmühle lag, zum Vorhaben stelle, war noch ganz unklar. Reeb erhielt darum den Auftrag, sich bei Ludwig Wilhelm

Christoph von Wöllwarth, dem Vormund des minderjährigen Dorsherrn* zu erkundigen, was Blezinger vorhabe und wie er sich dazu stelle. Reeb beeilte sich, diesem Auftrage nachzukommen. Er suchte den in Burtenbach weilenden Herrn von Wöllwarth auf, mußte aber erfahren, daß Blezinger fatalerweise bereits vier Tage früher dagewesen war. Der Bescheid, der Reeb auf seine Anfrage zuteil wurde, war gerade nicht tröstlich: Der Verkauf der Mühle sei schon abgeschlossen und nicht mehr rückgängig zu machen. Blezinger habe darum gebeten, die Mühle in ein Erblehen umzuwandeln; er habe ferner von seiner Absicht gesprochen, auf ihr eine Blechschmiede einzurichten. Zu diesen beiden Bitten aber habe er sich seine Entschließung noch vorbehalten. Er werde nach Ostern sich nach Laubach begeben und dort an Ort und Stelle die Angelegenheit vollends ins Reine bringen. Man werde ellwangischerseits es ihm auch nicht verübeln können, wenn er auf seinen Vorteil sehe, was dann Reeb zu der Bemerkung veranlaßte: Der Vorteil werde sehr klein sein. Ein Werk, das Holzkohlen erfordere, werde in einer Herrschaft, in der die Untertanen ohnedies das Holz schon teuer bezahlen müssen, nur noch mehr die Holzpreise steigen und damit die Untertanen ruinieren. Die Vorstellungen, die inzwischen der ellwangische Domscholaster Freiherr von Hornstein bei Prinz Louis von Württemberg erhoben hatte, führten zu keinem Erfolg; so blieb Ellwangen vorläufig nichts anders übrig, als gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Grimmig bemerkt der ellw. Hofrat Leinslier auf dem Bericht Reeb's: „Die Blezingerische Streiche mögen nun einseitig auf sich beruhen. Es wird auf ein kluges Benehmen ankommen und Bl. wird doch eher als das fürstl. Stift mit seinen Eisenwerkern zu Grunde gehen.“

Blezinger scheint, wie aus den vorhandenen Akten hervorgeht, davon Kunde bekommen zu haben, daß Ellwangen gesonnen sei, seinem Vorhaben alle erdenklichen Schwierigkeiten zu bereiten. „Die beste Verteidigung ist der Angriff“ dachte auch er und ließ nun seinerseits an die württembergische Hofkammer, der er unterstand, im Mai 1786 ein Schreiben abgehen, worin er auf die in den letzten Jahren durchgeführten Vergrößerungen der ellw. Eisenwerke hinwies, die nur erfolgt seien, um ihm „eine Brille auf die Nase zu setzen“, und worin er ferner den Nachweis zu führen versuchte, daß sein Vorhaben nur den gerade für die württ. Werke willkommenen Erfolg haben könne, daß Ellwangen seinen um $\frac{1}{2}$ fl. niedrigeren Eisenpreis werde heraufsetzen müssen. Ellwangen konnte freilich seinerseits den Beweis dafür antreten, daß Blezingers Behauptungen unbegründet seien.

Ueber diesem Krieg der Federn verlor Blezinger nicht das Ziel aus dem Auge, dem er zustrebte. Er nahm auf Esslinger Markung den Erzgraben auf und zwar gleich an 4 Stellen (beim Kirchhof, nahe am Ort Esslingen, in der Röhre und in einem Fahrweg nicht weit von der Schleppleshalde). Der Obersteiger Bloch von Wasseralfingen, der den Auftrag bekommen hatte, diese Anlagen zu besichtigen,

* Es war dies Ludwig Karl v. Wöllwarth, der einzige Sohn eines in Amerika verstorbenen hessischen Generals von Wöllwarth.

äußerte sich dahin, daß Bl. des Wassers wegen aus allen diesen Schächten werde ausziehen müssen; Bl. werde, wenn er beim Dauerwang grabe, mehr Erfolg haben, werde aber dort bald auf ellwang. Gebiet stoßen und darum bald aufhören müssen. Beunruhigender war schon die Nachricht, die der ebenfalls auf Kundschaft ausgesandte Zimmermann Anton Schmid von Abtsmünd brachte, der festgestellt hatte, daß auf der Roßnagelmühle fleißig gearbeitet werde; schon stünden die Grundmauern des Schmelzofens und der Ploß, auf dem eine Rohlhütte sich erheben solle, sei bereits abgesteckt. Die vermeintlichen Erzsteine, die Schmid als Beweisstücke heimbrachte, waren in Wirklichkeit nur Quarz- und Lettensteine, wie sie offenbar zum Bau verwendet wurden.

Der besorgniserregende Fortschritt des Bauwesens auf der Roßnagelmühle veranlaßte nun Ellwangen zu erneuten dringlichen Vorstellungen bei Württemberg; auch die Herren von Wöllwarth, von Degenfeld und von Adelsmann, die ja zum Teil ellwangische Lehen genossen, erhielten ein „Vorstellungs- resp. Abmahnungsschreiben“, worin sie in Erinnerung an ihre Vasallenpflichten ermahnt wurden, dem Blezingerischen Vorhaben keinen Vorschub zu leisten. Es werde ihnen und ihren Untertanen keinen Nutzen bringen, vielmehr sei durch die vielen Erzgruben, das Erzgraben, durch den Aufschlag der Holz-, Kohlen- und Eisenpreise gemeinschaftlicher Schaden zu befürchten. Inzwischen schritten die Bauarbeiten rüstig voran. Der Werkmaurmeister Franz Dopfer von Wasseralfingen konnte am 24. Juli feststellen, daß der Bau des Hochofens, der 32 Schuh weit und lang sei, schon 8 Schuh hoch aus puren Quadern aufgemauert sei, die Erzpoche dagegen sei noch nicht erbaut. In der Mühle selbst seien unter dem Dachstock Wohnräume für die Laboranten geschaffen worden. Da Ellwangen den Bau selber nicht hindern konnte, wollte es wenigstens die Beifuhr des Erzes von Essingen her tunlichst erschweren. Dieses Vorhaben versprach um so mehr Erfolg, als bei der damaligen Kleinstaaterei die Wege, die von Essingen her nach der Roßnagelmühle führten, fast durchweg durch Gebiete führten, die z. T. fremder d. h. ellwangischer und fuggerscher, vor allem aber gmündischer Oberhoheit unterstanden. So lag es nahe, mit der Reichsstadt Gmünd Fühlung zu nehmen und sich ihres Beistandes zu versichern, zudem da zu befürchten war, daß bei der schlechten Beschaffenheit der damaligen Wege und Straßen bei stärkerem Verkehr die an die Wege grenzenden Güter leicht durch Nebenausfahren verderbt wurden. Als Hofrat Leinslier am 3. September mit dem Gmünder Magistrat Fühlung nahm, fand er dort nur Entgegenkommen. Man war dort auf Blezinger gar nicht gut zu sprechen. Er habe schon als Pächter von Königsbronn dem gemeinen Stadtwesen und den Untertanen durch Verteuerung des Holzes, dessen Flößen, durch Ueberfahung der Güter- und Feldwege empfindlichen Schaden zugefügt, den man habe stillschweigend hinnehmen müssen, weil Württemberg „ob interesse camerale zu interponieren getrachtet habe“. Diese Rücksicht falle ja jezt weg; nichts hindere nunmehr die Reichsstadt, mit dem hochfürstlichen Stift gemeinschaftliche Angelegenheit zu machen.

Nunmehr glaubte Ellwangen zu einem strengeren Vorgehen gegen den mißliebigen Blezinger berechtigt zu sein. Dem Amtmann Reeb in Abtsgmünd wurde unterm 30. September befohlen, die Erz-, Kohlen- und sonstige Materialzufuhren, „da solche durch lauter schlecht beschaffene Dorf- und Feldwege, wo niemals eine Commercialroute existierte, gehen, folglich durch die Ausweichung auf die anliegenden Untertanengüter denenselben äußerst schädlich werden müßten, . . . durch Schultheißer, Reiter und Amtsknecht anzuhalten und den Blezinger bei jedem Contraventionsfall mit 50 Reichsthaler zu bestrafen.“ Man stellte sich also ellwangischerseits auf den Standpunkt, der wölbwarthischen Beschwerden gegenüber immer wieder verfochten wurde, daß zwischen von Kreis- und Landschaftswegen regulierten Land- und Commercialstraßen und zwischen Feldwegen zu unterscheiden sei. Die Ersteren könne Bl. wie jedermann ohne Ausnahme gebrauchen, letztere dagegen nur in soweit, als er in seiner Eigenschaft als Müller für sich, seine Güter, Haus- und Mahlwiesen beizuführen von Räten habe. Eine Inanspruchnahme dieser Feldwege über ihren üblichen Gebrauch hinaus glaubte darum Ellwangen nach wie vor verbieten zu können, umsomehr als auch Württemberg seiner Zeit eine Vereinbarung mit der Fürstpropstei habe treffen müssen, wonach ihm für seine Werke in Königsbronn der Gebrauch solcher Wege unter Entrichtung einer Abgabe eingeräumt worden war. Blezinger bekam auch bald die unliebsame Wirkung dieser Straßensperre zu verspüren. Eines Tages wurde ein Eichentransport, der für Blezinger bestimmt war, in Abtsgmünd von der Schultheißin angehalten: es gab böse Reden herüber und hinüber, aber zuletzt mußten sich die Fuhrleute doch wohl oder übel dazu bequemen, vor das Wirtshaus zu fahren und dort ihre Fuhr abzuladen. Ja einer der Fuhrleute wurde bis zum nächsten Tag in Gewahrsam gehalten, bis der auf der Roßnagelmühle tätige Bauinspektor Albrecht Wädel erschien und die angelegte Strafe erlegte. Aber da die Unkosten noch auf weitere 6 fl aufgelaufen waren, wurde nun der Inspektor solange festgehalten, bis auch diese Summe herbeigeschafft war. Nicht viel besser ging es einem Transport von Brettern aus dem Hällischen, dem kurzerhand in Abtsgmünd die Weiterfahrt gesperrt wurde; dem Lieferanten wurde bedeutet, er könne die Ware entweder an Ort und Stelle oder anderwärts verkaufen. So verdrießlich das für Blezinger war, er war nicht der Mann, sich durch solche Placereien von seinem Vorhaben abbringen zu lassen. Es gelang ihm auf Umwegen, das erforderliche Bauholz doch hereinzubekommen.

Da sollte nun ein neuer Umstand Ellwangen erwünschtesten Anlaß bieten, erneut gegen Blezinger einzuschreiten. Dieser hatte nämlich die Absicht, im Zusammenhang mit den Neubauten auch das schadhafte Wehr der Mühle wiederherzustellen, und zwar wollte er das Wehr nicht mehr an seinem bisherigen Platz erneuern, da es dort keinen guten Grund hatte, sondern auf eigenem Grund und Boden weiter leinwärts, wo festerer Untergrund war, ein neues Wehr anlegen. Es wurde alle Vorsicht angewandt, damit die seitherige Höhe des Wasserspiegels nicht bei der Neuanlage des Wehrs an anderer Stelle

überschritten werde. Es wurden 3 Sachverständige beigezogen, die nach Abwägung des bisherigen Wasserstandes 2 Richtpfähle schlugen, nach denen das neue Wehr gebaut werden solle. Dabei ließ man nun anscheinend nicht alle gebührende Vorsicht walten, denn ein Neubronner Bauer, der Pächter des Schloßgutes, der gerade anwesend war, erhob Einsprache; da die Schwelle zu hoch liege, werde er in Zukunft keine Wiesen mehr an der Lein haben, sondern einen Weiher, den er dann mit Fischen besetzen könne. Der Amtsvogt Kern wies ihn zurecht mit der Bemerkung, daß „er zu derlei Sachen und raisonnements noch viel zu jung sei“, was dann den Bauern zu der Bemerkung veranlaßte, daß „er schon länger Bauer und Pächter als jener Beamter sei.“ Zur Einsehung des neuen Wehrs, dessen Teile einstweilen auf dem Bauplatz zugerichtet wurden, wurden zwei Dämme gebaut, durch welche vorübergehend der Wasserstand der Lein erhöht wurde. Das hatte zur Folge, daß der alte Fahrweg von Heuchlingen nach Abtsgmünd, der oberhalb des neuen Wehrs durch die Diebsfurt führte, nicht mehr benützt werden konnte. Dieser Weg war wichtig als Verbindung zwischen Heuchlingen (damals ellwangisch) und Abtsgmünd. Nun war wohl dieser alte Weg in Abgang gekommen, seit durch den Bernhardsdorferwald ein Weg führte, der anfänglich nur als Privatweg galt, mehr und mehr aber, wie es scheint allgemein gebraucht wurde, was aber die Waldbesitzer nicht gerne sahen, weil durch das Verlassen des Wegs und durch fahren, der Wald not litt.* Kurz und gut, eines Tages machte sich der rechbergische Bauer zu Bernhardsdorf, der Ludenbauer, daran, die in seinem Wald über eine Klinge führende Brücke abzubringen, so daß der Verkehr wieder auf den alten, durch die Diebsfurt führenden Weg gewiesen war. Das war Wasser auf die Mühle des Abtsgmünder Amtmanns, der unter der Hand den rechbergischen Bauern in seinem Vorhaben bestärkte und sich dazu der Unterstützung von Seiten des rechbergischen Vogts versicherte. Nun gab sich für Reeb Anlaß, beim Laubacher Vogtamt gegen die durch den Wehrbau erfolgte Unbrauchbarmachung des alten Wegs feierliche Verwahrung einzulegen. Bei der Wichtigkeit des Wegs aber, so bemerkte Reeb in einem Bericht nach Ellwangen, hätte so das Hochstift die erwünschteste Gelegenheit, sich dem Wehrbau zu widersetzen und dadurch das ganze Blezingersche Unternehmen zu stellen.

Diese Wachsamkeit trug Reeb ein besonderes Lob ein; ja, am 20. November trafen sogar zwei ellwangische Hofräte, von Schiller und Leinsler in Begleitung des Landbaumeisters Manz in Abtsgmünd ein, um nachmittags an Ort und Stelle mit dem Amtmann den Tatbestand festzustellen. Am Wehr wurde beim Eintreffen der Kommission mit Nachdruck gearbeitet und an der Diebsfurt wurde festgestellt, daß dieselbe nicht mehr passiert werden könne. Nochmals erhob Ellwangen nachdrückliche Vorstellungen in Laubach, aber vergeblich. Als die beiden Hofräte am 23. Nov. zum zweiten Mal an den Bauplatz

* Früher war auf der Laubacher Seite eine Schranke beim Haus des Holzwarts Herzogs angebracht, die auf besonderes Anhalten geöffnet wurde.

kamen, wurde zwar am Wehr selbst nicht gearbeitet, aber die Beifuhr von Holz und Steinen fortgesetzt; ja, die Kommission konnte feststellen, daß seit der letzten Besichtigung über 100 Pfähle zur Befestigung des Damms eingeschlagen und an der Auffüllung mit Steinen und Erde fortgefahren worden war. (Schluß folgt).

Aus dem Sagenschatz unserer Heimat.

Eingesandt von Oberlehrer Scheef, Oberalfingen.

Etwas vom Wasseralfinger Schaffner-Altar.

Den Wasseralfingern soll einst ein alter Jude für ihren Schaffner-Altar soviel Taler geboten haben, als man eng aneinander gereiht, vom alten Kirchlein bis in die Hofener Kirche legen konnte. — Die Wasseralfinger sind aber nicht auf diesen Handel eingegangen und haben ihren Altar lieber behalten.

Der Loach-Schimmel.

Zwischen Oberalfingen und Uttenhofen ist eine Markung gelegen, welche man den Loach (alte Bezeichnung für Lauche, Markung) heißt. Nächtlichen Wanderern, welche sich zulange im Hoirles aufgehalten haben, erscheint vom Bergwalde, welcher sich längs des Loach hinzieht herabkommend der Loachschimmel mit einem Reiter ohne Kopf, um sie in die Irre zu führen und zu schrecken.

Der Schafhausgeist.

Unweit von Immenhofen, oben auf der Bergeshöhe, dicht an der Heerstraße gelegen, ist ein altes Schafhaus, in dessen Umgebung es nicht ganz geheuer sein soll. Die Sage weiß von einem alten Schäfer, welcher seinem Herrn Schafe veruntreute und im nahe Walde schlachtete, zu erzählen. Zur Strafe muß nun der Schäfer ruhelos am Schafhaus wandern, wo er mit nächtlichen Wanderern und Fuhrleuten allerhand Schabernack treibt. Oft hält er mitten am Berge deren Fuhrwerke an, sodaß die Pferde nicht mehr von der Stelle kommen und arg schwitzen. Oft hören sie im Feld sein Pfeifen und Rufen, oder er begleitet sie stumm nebenherschreitend. Sobald sie seinen Bereich verlassen haben, ist er auf einmal mit einem kurzen Auflachen verschwunden.

Die Sage von der „weißen Schloßfrau“ im Schloß Wasseralfingen.

Auf der Bühne im Schloß Wasseralfingen sahen einst Bewohner einen weißen Schlitten mit 4 Schimmeln bespannt umherfahren.

In dem Schlitten saß die weiße Schloßfrau mit aufgelöstem Silberhaar und schaute immer starr gerade aus. Die Kasse und der Schlitten waren mit silbernen Glöcklein behangen, von alledem man jedoch keinen Ton vernahm und Todesstille herrschte auf der ganzen Bühne. Plötzlich verschwand der ganze Spuk hinter dem großen Schloßkamin. — Auch soll ein unterirdischer Gang bis in die Schlucht beim Bannenkapperle geführt haben.

Schriftleitung des Spion: Pfarrer Kammerer, Neubronn Post Aalen-Land.



Beilage zur Kocher-Zeitung und zum Härtsfelder Boten

Heimatgebote.

Von Wilhelm Lennemann.

Du sollst deine Heimat lieben wie dich selbst; liebst du dich selbst, so liebst du auch deine Heimat, denn du bist nur ein Teilchen deiner mütterlichen Erde. Tier, Blüte und Stein sind die Geschwister, Kinder seid ihr der großen Erde, die euch alle erhält. Der Odem Gottes durchweht euch mit gleicher Inbrunst, die Kraft eurer Erde ist in euch allen mächtig. Was in euch blüht und reift, ist „Heimat“, und eure Gedanken sind Heimatgedanken, wie könnte es auch anders sein! Liebt ihr euch aber selbst, wie wollet ihr eure Heimat nicht lieben, von der ihr nur ein Teilchen seid!

Du sollst deine Heimat achten, und wäre sie der ödeste und verlassenste Winkel der Welt, ein Stückchen Erde, das allen Stolzen der Welt als Ablagerungsstätte ihres schmutzigen Hasses dient. Du bist in ihr gewachsen, sie hat dir Kraft gegeben und dein Ich gebildet, daß du stolz und hoch da standest wie die Bäume des Waldes. Schaue sie nur mit liebenden Augen an und du wirst soviel Schönheit, so viel Kraft und so viel Treue in ihr finden, daß dein Herz die Ueberfülle hat. Die Erde ist allenthalben schön, wie sie auch gut ist; betrachte sie nur mit rechten Augen und mit rechter Seele.

Du sollst deiner Heimat vertrauen. Glaube an sie, laß dich nicht wandeln durch Kräfte, die nicht deinen heimischen Aedern entsprossen. Schneide der Rebe, die an deiner Hauswand rankt, die Wurzeln ab und leite den Saft eines fremdländischen Gewächses hinein, sie wird verdorren, also wird es auch dir gehen! So lasse dich leiten von den Kräften deiner Heimat, traue ihnen, werde nicht mutlos, harre und hoffe, bis sie dein Bestes und Tiefstes in dir geweckt und zum Lichte geführt haben. Je treuer du gewesen, desto reicher wirst du blühen und Frucht geben für Kind und Kindeskind.

Du sollst an deine Heimat glauben, wie ein Kind an die Güte und Liebe seiner Eltern und Gottes glaubt. Sei dankbar und

demüthig, wenn sie sich dir in ihrer Größe und Liebe offenbart, und werde nicht mißmutig, wenn sie sich deinem trozigen Herzen verschließt. Die Tage, an denen sie sich dir mit offenen Händen nähert, sollst du wie Feiertage halten. Arbeite auf den Aekern deiner Heimat im Schweiß deines Angesichts, forsche und suche, aber verzage nicht, so werden dir nach schweren Mühlen die Erntetage reichen Segens kommen.

Du sollst dich nicht über deine Heimat erheben und wähen, an dem, was du geworden und was dir gegeben, habe die Heimat keinen Theil. Der Eichbaum wächst in die Breite und strebt in die Höhe, aber er wird der Wurzel nicht entraten können, die er tief und fest in den Waldboden gesenkt. Also auch du! So hoch du auch gestiegen und so fern du auch der Heimat bist, ihre Kraft wirkt über Fernen und Meere hinweg, und was sie an heimlichen Quellen in dir wachgerufen, nährt dich noch auf den höchsten Höhen. Das ist keine Frucht, die nicht von heimatlichen Wassern getränkt wäre! Des sei immer eingedenk und hüte dich, in Fürwitz und Hochmut die Wurzeln aus den heimatlichen Schollen zu reißen: die Kraft deiner Erde wird von dir lassen, die Sterne des Himmels werden dir nicht mehr leuchten, du wirst ein schwankendes Rohr sein, das den Stürmen und den Wettern haltlos preisgegeben ist!

Du sollst deine Heimat nicht vergessen! Untreue schlägt ihren eigenen Herrn. So du dir nicht mehr deiner Heimat bewußt bist, und wilden fremden Kräften Raum und Spiel lässest, wird in dir erblassen und absterben, was eigen und kraftvoll stolz in dir geblüht. Darum versenke dich immer tiefer in die Gnaden und Güten deiner heimatlichen Erde. Grabe und schürfe den Goldadern nach, wo sie leuchtend zutage treten. Je tiefer du dringst, desto mächtiger und glänzender wird dein Gewinn sein. Immer rechter und wahrer wirst du deine Heimat erkennen. Deine Scheuern werden die Fülle nicht fassen können, du wirst die Fülle haben für Jahr und Tag.

Darum sei demüthig und dankbar. Hebe deine Augen auf zu den Himmeln, die im sommerlichen Glanze über dir blauen, aber vergiß auch nimmer die Erde, die dich genährt von Jugend an. Das Korn strebt stolz zur Höhe, aber es senkt auch in demüthiger Dankbarkeit sein Haupt tief zur Erde, wenn es Reife und Schwere fühlt. Willst du nicht lernen von der brüderlichen Aehre?

In der Frühe des Sonntags läuten die Glocken deines Heimatlandes. Da halte den Klang in deiner Seele und in deinem Herzen fest, und so du arme Brüder findest, die wehen Herzens oder irre an der Heimat geworden sind, so lasse sie in dich hineinlauschen, daß sie die Klänge hören und in ihrem Lauschen sich wieder aufrichten, gesund werden und den Weg wiederfinden zu dem Bineta ihrer Heimat. Das sei dein Dank! Fülle dich mit der Kraft deiner Erde, bis du selbst ein Stücklein Heimat geworden bist und gläubige Menschen dir vertrauen dürfen, wie der ärmste Dorn der weckenden Kraft des Sommers! Dann wirst du dich dereinst in Frieden zur Ruhe legen, und die Heimatsschollen werden dich bergen und hüten wie ein köstliches Samenkorn!

Die Bataille beim Roßnagel am 25. Nov. 1786

Ein Bild aus deutscher Kleinstaaterei.

Von J. Kammerer.

(Schluß)

Ein stattliches Heer von Arbeitern (an die 35 Zimmerleute und 40 Tagelöhner), unter Aufsicht von zwei ehemaligen Feldwebeln, war dort tätig. Die Hofräte legten gegen diese offenkundige Mißachtung der früheren Einsprache nachdrückliche Verwahrung ein und erklärten dem Vogtamt Laubach, daß sie bis zum folgenden Tag einer schriftlichen Erklärung entgegen sähen, wonach dem Wunsch Ellwangers willfahren werde, widrigenfalls werde Ellwangen die geeigneten Maßregeln ergreifen.

Diese ließen nicht mehr lange auf sich warten. Am 24. November abends wurde in der Behausung des Kanzlers von Baur in Ellwangen der folgenschwere Entschluß gefaßt, weil Gefahr im Verzug sei, zur Zerstörung des Wehrs zu schreiten. Landkapitän Prahl und Landbaumeister Manz erhielten den Auftrag, in der Frühe des nächsten Tages mit 25 Mann vom Ellw. Infanteriecontingend und unter Aufgebot von 300 Mann Landmiliz aus den Aemtern Wasseralfingen, Westhausen, Rothenburg und dem Ammanamt, mit 4 Kürassieren als Ordnonnazen und 80 Handwerksleuten mit dem nötigen Werkzeug nach Abtsgmünd zu marschieren, von dort dann unter Führung des Amtmanns sich an den Bauplatz zu begeben und den Damm einzureißen. Den Führern des Unternehmens wurde eingeschärft, „bei dem Vorgang sich der strengsten Mäßigung zu gebrauchen, aller Tätlichkeit zu enthalten und genaueste Ordnung und Stille zu beobachten.“

Wir können uns die Aufregung denken, die in den Vormittagsstunden des 25. Nov. in Abtsgmünd herrschte, als von allen Seiten her die noch während der Nacht durch Eilboten aufgeboteene Miliz und eine stattl. Anzahl von Handwerks- und Zimmerleuten mit Hauen, Schaufeln, Aexten, Hacken und anderen Werkzeugen zusammenströmten und die kleine Streitmacht von Ellwangen anmarschierte. „Da man aber der wötharthischen und blezinger'schen bekannten Animosität nicht traute“, wurden die Ausgänge des Dorfes besetzt und jeglicher Verkehr besonders in der Richtung nach Leinroden gesperrt, ja sogar die Kirchenbesucher solange im Gotteshaus zurückgehalten, bis die ganze Streitmacht die in Abtsgmünd Munition gefaßt hatte, Trommler und Pfeifer voran, doch ohne das Spiel zu rühren, die Infanterie mit aufgezogenem Bajonett, die Miliz mit Flinten ausgerüstet nach Leinroden ausrückte. Ein Neubronner Bürger, Georg Häring, der an diesem Tage morgens in Niederaltingen zu tun gehabt hatte, wurde gleich andern in Abtsgmünd über eine Stunde aufgehalten und erst entlassen, als er vorgab, er sei von Büchelberg. Auf Umwegen kam er dann nach Neubronn und verbreitete dort unter seinen Mitbürgern die Nachricht von der bevorstehenden Aktion. Als der ganze Trupp, der an die 600 Mann stark war, gegen 1 Uhr bei der Roßnagelmühle anlangte, hatten sich dort bereits von überall her hunderte von neugierigen Zuschauern eingefunden, die gespannt der kommenden Dinge harreten. Am Plage angelangt, wo das neue Wehr schon zum Theil eingesezt war, verteilte sich die Infanterie und die Miliz auf

beide Ufer der Lein, worauf dann nach Anordnung des Landbaumeisters die Handwerksleute das Zerstörungswerk begannen, den Damm einrissen, Dielen, Bretter und Balken zusammenschlugen und ins Wasser warfen oder verbrannten, die Bauhütte in Brand steckten und sonstigen Unfug verübten. Bei einbrechender Nacht, gegen 5 Uhr, um die Betglockenzeit, zogen die Mannschaften, wie ein Augenzeuge sagt, „mit lustigem Geschrei“ ab. Ein böses Bild der Zerstörung bot sich den Blicken der Zuschauer. Auf dem Bauplatz loderten an 13 Stellen mächtige Feuer, die, wie es sich nachher herausstellte, von den Leuten eigenmächtig angezündet worden waren und von den Knechten auf dem Roßnagel und den Zuschauern gelöscht wurden. Der wöllwarthische Amtsvogt J. M. Kern, der abends zuvor von einer kürzeren Reise heimgekehrt war, ließ sich nicht sehen, obwohl ihm der Bürgermeister Ammon von Leinroden und der Holzwart Herzog von Laubach von dem, was sich auf dem Roßnagel abspielte, Mitteilung gemacht hatten; ein Einspruch von seiner Seite hätte zudem auch das Verhängnis nicht mehr aufhalten können. Er konnte nur eines tun: am folgendem Tage schärfste Verwahrung einlegen gegen dieses Tun und Treiben: „Mir bleibt vorgegenwärtig nichts übrig als über dieses Verfahren auf das feierlichste zu protestieren und meiner gnädigen Vormundherrschaft alle Rechtszuständigkeiten zu Leinroden und dessen Markung zu reservieren.“

Blezinger war nun nicht der Mann, der sich durch ein solches gewaltsames Verfahren von seinen Plänen abbringen ließ. Nur zu bald mußte Ellwangen inne werden, daß Blezinger nach wie vor gesonnen war, sein Vorhaben zu Ende zu führen. Als am 12. Dezember in Gmünd eine von Ellwangen vorgeschlagene Konferenz zusammentrat, die Württemberg, Gmünd und Ellwangen beschieden, da konnte der württ. Abgeordnete Spittler, der unter dem Vorwand eines Besuchs nach Laubach gekommen war, berichten, daß nach der Erzählung des Amtsvogts Blezinger noch nicht von seinem Vorhaben abgekommen sei. Um Ellwangen jeglichen Anlaß zu erneutem Einschreiten zu nehmen, wolle Bl. über die Diebsfurt eine Brücke schlagen lassen; die Holzkohlen, die er benötige, wolle er aus dem Odenwald kommen lassen. Aus der Sperrung der Erzzufuhr aus den Essinger Schächten, die recht unerwünscht gewesen sei, mache er sich nichts, da er nunmehr in der Nähe der Mühle ein Erzvorkommen entdeckt habe, das er ausbeuten wolle.

Und doch mußte Blezinger zuletzt die Waffen strecken, als ihm jegliche Zufuhr von Baumaterialien gesperrt wurde, als zuletzt nun auch Herzog Carl von Wbg. ihm erneut zu verstehen gab, daß sein Vorhaben ihm zu höchstem Mißfallen gereiche und ihn mit allem Nachdruck aufforderte, von diesem Vorhaben abzustehen. Am 19. Dezember 1786 konnte Reeb nach Ellwangen berichten, daß Bl. nun mehr das Erz-

* Der damalige Neubronner Schloßgärtner Offenhäuser hat für die Prozeßakten zwei schöne farbige Abbildungen gezeichnet: einen „Abriß von der von den Ellwängern am 25. Novbr. unternommenen gewalthätigen Demolirung des Blezingerischen Damms . . .“ und eine „Abbildung des Leinthal von Laubach bis nach Leinroden.“ Photographien davon sind zum Preis von je 1 RM. vom Schriftleiter zu beziehen.

graben bei Essingen eingestellt habe, nachdem der württ. Obersteiger Luz, der Blezinger dabei beraten hatte, von Württemberg mit empfindlicher Strafe bedroht worden sei.

So endigte das ganze Unternehmen für Blezinger mit einem beträchtlichen Verlust den er 1789 auf 14159 fl 23 fr berechnete. Wenn auch der Konkurrenzneid der Mächtigeren ihm seine Pläne vereitelt hatte, so wollte er doch das Unrecht, das ihm angetan worden war, gesühnt wissen. Wir gehen nicht fehl in der Annahme, daß die Klage, welche die von wöllwarthische Vormundschaft beim Reichshofrat in Wien im darauffolgendem Jahre einreichte, nicht zum wenigsten von ihm veranlaßt war. Es mag Blezinger eine gewisse Genugthuung gewesen sein, als der Reichshofrat am 8. März 1787 entschied, „daß die gegen Impetranten (Kläger) und deren Bürgern und Unterthan Johann Georg Blezinger den 25. Nov. 1786 verfügte und unter militärischer Bedeckung vollzogene Gewalttätigkeiten als null und nichtig aufgehoben, pars impetrata (der beklagte Teil) auch verbunden seye, allen dadurch erweislich verursachten Schaden und Kosten zu ersetzen, nicht weniger fürs künftige Sicherheit zu leisten de non via facti sed juris procedendo (sich aller Tätlichkeit zu enthalten und seine Ansprüche auf dem Rechtsweg zu vertreten).“ Doch war damit noch lange nicht alles gewonnen. Wenn auch eine Gegenklage, die Ellwangen 1791 gegen von Wöllwarth und Blezinger „wegen widerrechtlichen Wasserbaus und Straßensperre“ erhob, im Jahre darauf zu den Akten gelegt wurde, so mußte doch jahrelang über die Höhe des zu ersetzenden Schadens prozessiert werden. Es sollte sich nur zu sehr erfüllen, was Bahl elf Jahre später (1797) zur Sache schrieb: „Da die Rechtshändel an unsern Reichsgerichten einen so schleichenden Gang nehmen, als wenn die Herren, welche die Maschine treiben, samt und sonders vom Schlag gerührt wären, so kann noch manches Jahr dahinschwinden, bis dem unterdrückten Teile seine Genugthuung verschafft ist.“ Noch im Jahre 1804, nachdem das Gebiet der Fürstpropstei Ellwangen in den Besitz Württembergs übergegangen war, unternahmen die Erben des inzwischen verstorbenen Johann Georg Blezinger Schritte bei dem Reichshofratagenten von Merckh, der bisher den Prozeß geführt hatte. Ueber den Erfolg ihrer Bemühungen war nichts zu ermitteln. Mögen sie nicht ganz vergeblich gewesen sein!

* * *

Anhangsweise folge noch das zu Eingang erwähnte Gedicht:
Gespräch von zwei Malemer Bürger von der Eroberung der Grund-
birn und von der Bataille beim Roßnagel.

Melcherle: Baldele, jetzt sein schwere Zeiten!
man mag laufen oder reiten,
doch kann man nichts profitieren,
noch zur Arbeit sein Geld verlieren.*

Baldele: Gestern war ich in Alsfingen,
glaubt' den Wirt dahin zu bringen,

* d. h. man muß noch zur . . .

all sein alte Woll zu kaufen,*
mußt dahin vergeblich laufen.

Melcherle: Wie teuer hat er's dir geboten?
wird halb gefressen sein von Motten.
Solche Waar ist geschenkt zu teuer,
er kanns doch verkaufen heuer.

Baldele: Halb ist's gefressen von den Schaben,
doch will er sechzig Gulden haben!
denk nur, Bruder, wie kann's sein!
Alles muß man büßen ein.

Melcherle: Aalen ist recht übel dran,
so denkt es kein alter Mann**
Ellwangen' sperrt voll alles ein,
Darf kein Bauer mehr zu uns rein.***

Baldele: Bruder, ich muß halb verfrühen,
darf kein Bauer kein Holz mehr führen.
Sieh die böse Nachbarschaft,
wie's uns Ellwang' derzeit macht!

Melcherle: Grundbirn tun sie des Nachts holen,
auf eine Art als wie gestohlen;
Markstein schlagen sie entzwei
und dergleichen vielerlei.

Baldele: Gestern bin ich auf Neubronn gegangen
und ich hörte von Ellwangen,
daß sei alles aufgeboden,
Roßnagelmühle auszurotten.

Melcherle: Bruder, sag, wie ist es gegangen?
Wer hat Hündel angefangen?
ist's so, wie die Leute sagen;
gebrannt, verhaut, geraubt, zerschlagen?

Baldele: Oben im Wald stellt' ich mich hin,
ich dacht da in meinem Sinn,
ich woll doch dem Ding zusehen,
wo viel tausend Menschen stehen
in dem Tal und in den Wäldern,
auf den Bergen und in Feldern.
Endlich kam der ganze Zug
schnell daher als wie ein Flug,
Amtleute und die Ruirasreiter,

* d. h. daß er mir . . . zu kaufen gäbe.

** d. h. kein alter Mann kann sich solcher Zustände erinnern.

*** Ellwangen hatte offenbar ein Ausfuhrverbot besonders für Holz erlassen

auch die Korporal und Gefreiter,
Tambour, Pfeifer und die Trommen.
Nachher seind Soldaten kommen
mit aufgeschraubtem Bajonette,
eingepudert, mit Manschette.
Nachher kam Baumeister Manz
just so wie der Bettel-Franz:
in seinem langen Rockelohr*
stellt der Narr doch etwas vor.
Dann kamen 50 Zimmerleut',
dabei war der Zimmer-Beit,
führten bei sich einen Feuerwagen,
ließen die Feuer-Sacken tragen,
Schaufeln, Hauen auch darbei
und ein Zug, viel Reiterei,
auch dreihundert Land-Miliz,
die so geschwind als wie der Blitz
gingen auf den Wöhrbau los;
der Tumult war schrecklich groß,
Zimmerleute, die hauten alles entzwei,
kommandiert der Manz mit großem Geschrei.
Die Miliz machten dreizehn Feurer,
verbrennen, was nun gut und teuer.
Die Hütte, die war wie ein Haus,
Da schlug das Feuer gleich oben 'raus,
Was nicht verbrennt und zerschlagen,
das mußte Miliz ins Wasser tragen
und wie sie gingen von dem Platz,
nahmen sie die Ring mit von der Raß,**
auch Schaufeln, Hauen, Hebeisen, Schlegel.
Die Miliz hat ein besonder Regel:
zerhauen, brennen, sengen, rauben,
— sollt man das von Christen glauben? —
da alles wird hinweggerafft.
Das ist eine böse Nachbarschaft!

Melcherle: Das Faustrecht wird wieder eingeführt,
so wie es Ellwang exerziert!
Mein lieber Bruder, denk nur d'ran,
wie es besonder gehen kann:
Da sammlet sich ein großer Schock —
Der große Joseph lebet noch!***

*

*

*

* ein mantelartiges Kleidungsstück.

** ? Rammblock.

*** d. h. der Kaiser Joseph wird uns helfen gegen den bösen Nachbar, dessen Verschuldungen sich so häufen.

Der vorstehende Aufsatz beruht auf ff. Quellen:

Akten des fürstpropstlichen Archivs (Staatsfilialarchiv Ludwigsburg Rep. Ellwangen Bd. XV, S. 160 Nr. 89).

Akten des Haus-, Hof- und Staatsarchivs Wien (Reichshofrat, obere Registratur, Fasz. 966 und Decisa E 49, Fasz. 1643).

Akten des von Wöllwarthischen Familienarchivs in Essingen.

(Für die gültige Ueberlassung vorstehender Archivakten darf ich an dieser Stelle den Herren Archivvorständen herzlich danken.)

Aus der gedruckten Literatur nenne ich:

Die Familie Blezinger (Biographisches und Geschichtliches aus 3 Jahrhunderten) herausgegeben von E. Gäcke und S. Blezinger 1928.

Erlanger Real-Zeitung 1787 Nr. 13 und 36.

Schwäbische Chronik (Merkur) 1786 Nr. 45.

Steiff-Mehring, Geschichtliche Nieder und Sprüche Württembergs, 1912, S. 704 ff.

Bücherschau.

Im vergangenen Jahr hat der rührige historische Verein für Nördlingen und Umgebung sein zwölftes Jahrbuch 1928 herausgebracht, einen stattlichen Band von 190 S., dem 5 Textbilder und 7 Bildertafeln beigegeben sind. Es berichtet wie alljährlich über vor- und frühgeschichtliche Funde und Grabungen im Ries (unter Beigabe von Abbildungen); daneben enthält das Jahrbuch Abhandlungen, die wichtige Beiträge auch zur Geschichte unsrer württ. Heimat enthalten. Vornean steht ein anziehender Beitrag von P. Paulus Weißenberger, Neresheim über das Großkellereiamt des Reichsstifts Neresheim; der interessante Einblicke in das Wirtschaftsleben einer alten Reichsabtei gibt. Auch der Aufsatz von Dr. S. Frickhinger über die Stiftungen der Stadt Nördlingen bietet eine Fülle von Nachrichten aus württ. Orten z. B. Schweindorf, Bopfingen, Goldburghausen, Trochtelfingen u. a. Freunde der Riesgeschichte seien auf diese Veröffentlichung nachdrücklich hingewiesen; Beitrittserklärungen sind zu richten an Prof. L. Mußnug in Nördlingen.

Freunde schwäbischer Sagen seien auf den im Verlag E. Diederichs in Jena erschienenen Band des Deutschen Sagenbuches „Schwarzwaldsagen“, herausgegeben von Johannes Rünzlig hingewiesen. (Geh. 8 M., geb. 10 M. mit 69 Abb. und Tafeln) — eine prächtige Ergänzung zu der im selben Verlag erschienenen Sammlung von R. Kapff, die um ihrer vortrefflichen Gestaltung willen keiner besonderen Empfehlung mehr bedarf. Das Werk ist dank seiner sorgfältigen Bearbeitung ein Heimatbuch im besten Sinne geworden, (zu vergleichen ist der Hinweis im „Hausfreund“ Nr. 4 von 1930, der ausführliche Proben des Werks gegeben hat).

Kammerer.

Schriftleitung des Spion: Pfarrer Kammerer, Neubronn Post Alen-Land.



Beilage zur Kocher-Zeitung und zum Härtsfelder Boten

Geschichte der Gasthäuser in Neresheim.

Von Oberlehrer Schmid, Rudolf.

Die Stadt Neresheim, deren Bahnverbindung auf den Verkehr mit Alen und Lauingen-Dillingen gewaltsam hinweist, war früher mit der Welt verbunden durch die im ganzen Mittelalter berühmte Handelsverkehrsstraße Ulm-Nürnberg. Es war Etappe zwischen Giengen (Heidenheim) einerseits und Nördlingen andererseits; genau denselben alten Weg benützt heute der Fernkraftwagenverkehr Ulm-Nürnberg. Wir liegen, wie jede Automobilkarte ausweist, an der Automobilstraße zwischen genannten Handelsstädten.

Reine Interessenpolitik Einzelner lenkte den Eisenbahnbau seinerzeit von dieser Straße ab, und so kreuzt er heute hier den alten Verkehrsweg. Rasselnde und knarrende, schwer beladene Lastfuhrwerke durchzogen einst, mit Blasen überdeckt, die Stadt vom Wörnertor im Westen zum Klostertor im Osten und zogen um das Städtchen herum, der Zwingmauer entlang Ohmenheim zu, den berücktigten „Sauren Stich“ bezwingend durch Vorspannhilfe des Neresheimer Posthalters. Lustig ertönten die Hörner der Postkillionen mit den Schnellposten von Nördlingen und Heidenheim, deren Pferde wieder hier gewechselt wurden.

So ist leicht zu ermessen, daß einst das Wirtsgewerbe mit Gaststuben und Gaststätten eine andere Rolle spielen mußte als heute; man erkennt, daß es eine Notwendigkeit war, viele und gute Gasthöfe in den Mauern des Durchgangsverkehrsplatzes Neresheim zu besitzen. Soweit die alten Bücher Aufschluß geben können, bestanden hier bis heute 19 Wirtschaften, deren Namen auch bekannt sind; 8 bestehen noch, 10 sind der Zeit zum Opfer gefallen. Manche davon hatten große Aufmachung und regen Betrieb. Nach dem geplanten Gaststättengefeß, wonach auf je 400 Einwohner 1 Wirtschaft käme, blieben nur noch 3 Gaststätten bestehen.

Der 30 jährige Krieg unterband den Handelsverkehr und brachte dafür Kriegsgefindel aller Herren Länder auf unsere Handelsstraße.

Ihre Plünderungen ließen die Bewohner verarmen. Der Tod hielt reiche Ernte; Feuer zerstörte eine Reihe Häuser und Höfe. So war auch unsere Stadt dezimiert, und viele Gehöfte waren ohne Besitzer oder bestanden aus einer leeren Brandstatt, sodaß manches Gütle um 2—3 Gulden erworben werden konnte. 1660, also 12 Jahre nach Friedensschluß, lebten hier noch 80 Bürger, von denen allein 8 Bierbrauer und 2 Weinwirte waren. Abt Meinrad, der 36. Abt unseres Klosters, 1647—1664 Abt, urteilt wie folgt: „Je ihrer 8 (Bürger) haben einen eignen Wirt. Solche Ueberhäufung der Bräuer ist nicht nützlich, indem sie gemeinlich faulenzende, müßiggehende Leute sind, welche den Feldbau nicht abwarten und allerdings so — in Notdurst sind. Es bedarf einer guten Polizei, welche arbeitsame Leute schafft, die das Feld und die Hofgüter, die man jetzt (1660) zu Neresheim fast alle liegen läßt, bauen und annehmen. An Einem Hofgut liegt mehr als an 10 dergleichen Wassersiedern, von welchen allen dem Kloster das Jahr über nicht 10 Bagen eingehen. Der Abgang an Steuern wird durch einen einzigen Bauern doppelt ersetzt.“

Derselbe Abt Meinrad nennt ihr Getränk geradezu ein schlechtes „Suglenwasser“. Die Wirte wollten Bannrechte, allein der Prälat gab dieses für seine Untertanen nicht zu. Die Geistlichkeit kehrte fast immer in einem bestimmten Gasthause ein. Der Reid nannte jene Wirtschaft nur die „Pfaffenwirtschaft“ (früher das „Goldene Kreuz“, später die Wirtschaft z. „Hobel“). Darum glaubte der Wirt ein Recht darauf zu haben, daß die Geistlichen bei ihm einkehren müßten, daß sie bei ihm an ihrem Kapitelstage das Mahl zu nehmen hätten; allein, dies vermeintliche Recht ging nicht durch.

1665 urteilt Abt Meinrad: „Es ist darum wohl bekannt, daß der Neresheimer Bierbrauer Vermögen klein und keiner aus allen einen Keller voll Bier einzufrieden vermöchte, ja, eher bei ihrem Sieden verderben als reich werden; mit dergleichen Bettelwirten ist aber wenig geholfen.“

Ein Konferenzprotokoll von 1783 sagt: Nachdem sowohl vom Kloster-Kelleramt im Namen des Convents als von der Klosterbürgerchaft die fast allgemeine Klage eingekommen, daß weder des Herrn noch das Schenk Bier ohne Schaden der Gesundheit zu genießen sei, also ist der einhellige Beschluß ergangen, daß das erstere nicht höher als 6 Pfennig, das andere um 1 Kr. so lang ausgeschenkt werde, bis derlei Gattung die gehörige Güte und innerlichen Wert erhalten werde. Wenn nach genommener Einsicht sowohl des Herrn als das Schenk Bier seine gehörige Güte und Klarheit wieder bekomme, wird die alte Biertag wieder genehmigt werden.

Die Bierbrauerordnung der Stadt von 1530 bestimmt das Umgeld. Item so daß Bier ist verrührt, soll es 4 Tag auf der Eich liegen und so sie das Bier fassen wollen, soll nach dem Eicher geschickt werden und ihm ein Zuschreiben angezeigt werden, wie man es schenken will, damit man das Umgeld darnach wisse zu verordnen. Ueber dieser Zeit ist die Sach darnach verordnet, daß 2 Bierhäuser bestellt sind; die sollen allweg, weil das Bier noch auf der Eich liegt, darüber

gehen und das Bier trinken; bedünkt sie es, der Pfennig wert sei, alsdann soll und mag der Bierbrauer das halbe Bier um die Pfennig, wie er sich vorgenommen oder darauf ausgebraut hat, schenken; womit, haben sie Macht, dasselbe anders zu schätzen. Item so das gegenwärtige Jahr die Gerst in gar hohem Geld, ist den Bierbauern auf ihr ernstlich Anhalten und Fürbitten vergönnt und zugelassen, daß sie je von 1 Eimer, wasserlei Bier das sei, 8 Maaz zu Umgeld geben sollen. Doch steht das alles bei einem ehrbaren Rat der Stadt, zu mindern, nehmen oder gar abzutun und eine neue Ordnung zu machen. (Dat. Afermontag nach Invocavit 1530).

Zu den Stadt- und Gemeinderevenüen gehörte seit unvordenklichen Jahren her $\frac{1}{3}$ des Siedgeldes auch bei den neuen Bräustätten. Die Herrschaft Wallerstein sprach dies aber als ein Regal an und unterlagte der Stadt dessen Bezug unterm 11. Dezbr. 1682, wie auch dem Gotteshaus trotz alles Bittens und Anhaltens; ja, Pfleger Christoph Egenmaier (1610—1686), Praefectus huius loci, mußte sogar 8 Quartal mit 179 Gulden herausbezahlen.

1779 waren hier noch folgende Wirtschaftsgerechtigkeiten: „Das goldene Lamm“, die „Krone“, der „grüne Baum“, der „schwarze Ochsen“, das „goldene Kreuz“, das „weiße Rößle“, der „Storch“, der „Engel“. 1853 bestanden noch 6 Wirtschaften: „Traube“, „Stern“, „Adler“, „goldenes Lamm“, „Rößle“ und der „Löwen“ in Schloß Neresheim. Das „Kreuz“ und die „Krone“ waren außer Betrieb; die Wirtschaftsgerechtigkeit ruhte aber nur.

Die meisten der ganz alten Wirtschaften, die vermutlich schon im Mittelalter standen, sind eingegangen; das sind in der Stadt ein „goldener Löwen“, die „Sonne“, der „Engel“, der „schwarze Ochsen“, der „weiße Ochsen“, die „Krone“, das „goldene Kreuz“, der „grüne Baum“, der „Storch“, das „weiße Rößle“ und das „goldene Lamm.“ Von allen diesen bestehen nur noch die beiden letzteren. Dazu kamen neu 1726 der alte „Adler“, 1835 der heutige „Adler“, etwa 1710 die alte „Traube“, 1780 die heutige „Traube“, 1827 der „Stern“, 1864 der „Hobel“, 1870 der „Becher oder Litter“, 1872 der „Schützen“ und das „Waldhorn“, 1877 die Speisewirtschaft Ziegelmüller. Eingegangen sind von diesen wieder „Hobel“ und „Litter“.

Solange das Kloster noch bestand, also vor 1802, bestanden oben auf dem Klosterberg 2 Wirtschaften, dabei der „Löwen“, vielfach auch die Bergwirtschaft genannt. Im Kloster war ein eigenes Bräuhaus.

Im folgenden soll das Bekannte aus der Geschichte der Neresheimer Gasthöfe kurz skizziert werden.

1. Die Engelwirtschaft.

Von dieser Wirtschaft wissen die heutigen Bewohner nichts mehr aus mündlicher Ueberlieferung, obwohl einst angesehene Geschlechter auf dieser Wirtschaft lebten. Der „Engel“ war auf dem Haus des heutigen Karl Bruckstaller in der Hauptstraße. Dieser Wirtshausbetrieb ist sicher sehr alt, obwohl dem Verfasser die Reihe der Wirte erst ab 1658 bekannt sind. Das alte Haus muß durch Brand verschwunden sein; das heutige ist neueren Datums. Allein die Namen der „hospes

ad angelum" stehen in den Pfarrbüchern wie auch bei den andern Wirtschaften vielfach ohne das Wort „Engelwirt“, „Kreuzwirt“ u. s. w.

Die ersten Engelwirte, die bekannt sind, sind das Geschlecht der Sauer, das hier sehr begütert war; ihm gehörte das Saurische Feldblei samt Wies bei der Steinmühle und der alte Ziegelsadel. 1. Saur Sebastian bis 1658; er war zugleich Bürgermeister. 2. Saur Jakob sr., der Sohn des Sebastian ab 1658; dieser zieht als Wirt nach Wien. 3. Saur Jakob jr., der Sohn des vorherigen bis 1702. Viele Güter verkaufte dieser vom Erbhof weg an Abt Meinrad um 465 Gulden. 4. Rettenberger Johann, lebt 1672—1748; Ehe 1702; Wirt 1702—1712; er stammte von Staufen in Bayern. Er verkauft, weil er mehr Passiva als Aktiva hatte an 5. Schaffnizel Joh. Gg., dieser war Engelwirt 1712—1715 und stammte aus Lauingen; vorher war er von 1700—1710 hier Wirt z. „goldenen Kreuz“, genannt „Pfaffenwirt“; auf dem „Kreuz“ kam er 1710 in Gant. 6. Burger Philipp 1716—1731 und 1733—1743. 7. Wörner Joh. Bapt. 1732—1733, vermutlich nur Pächter, der Sohn des Lammwirts Andreas Wörner; 1733—1768 übernahm er das „goldene Lamm“ und wurde später Bürgermeister.

Burger Philipp 1733—1747, verkauft die Wirtschaft um 1875 Gulden und 72 Gulden Leihkauf an 8. Saur Sebastian von Elchingen, er war Wirt von 1744—1775 und hatte 1947 fl. Vermögen und 1261 fl. Schulden; seine 6 Kinder erhielten 685 fl.; er stiftete einen Jahrestag um 30 fl. Im Juli 1775 kam er in Gant mit 1844 fl. Schulden. Aus $\frac{1}{4}$ Hof wurden 325 fl. gelöst. Das Haus wurde der Stadt mit 853 fl. heimgeschlagen. Saur tat groß und war ein grober Schuldenmacher. Er besaß $11\frac{1}{4}$ Morgen Acker, 1367 fl. wert, im Buchhalderfeld 7 Morgen, im Dossinger Feld $2\frac{1}{2}$ Morgen, im Fridinger Feld 5 Morgen. Erlöst wurden aus den Saurischen Feldern 2092 fl. Der halbe Hof wurde zerschlagen. Auf Saur folgte der bisherige Grünbaumwirt und Bürgermeister: 9. Kohler Gottlieb sr. von 1775—1783, dann 10. dessen Sohn Kohler Gottlieb jr. 1784—1795. Er war der letzte Engelwirt.

Spätere Bewohner des Engelwirthauses sind: Dwyer, Joh. Gg., Mehger; Zuzug 1839; Kling Sebastian, Mehger, 1871—1903; Schmid, Sebastian, Landwirt und Güterbeförderer bis 1927; Bruckstaller, Karl, Landwirt, heute.

2. Der „goldene Löwen“.

Auch diese Wirtschaft reicht hinauf in frühere Jahrhunderte. Sie lag in der Stadt Neresheim und ist nicht gleichbedeutend mit dem „Löwen“ in Schloß Neresheim. Bekannte Inhaber sind: 1. Bürgermeister Brenner, Thomas 1660? oder vorher, bis 1666. 2. Eder, Jörg und Anna von Rosenheim, 1667—1671; er hat seine Behausung samt Brennzeug um 800 fl. an Lukas Brenner verkauft, es muß aber aus diesem Kauf nichts geworden sein, da die Witwe Anna Eder die Wirtschaft 1671 verkauft an 3. Branz, Franz von Reiten im Allgäu, der sie inne hat von 1671—1684. Dieser besaß auch das Haus des Johann Klaus; da er beides nicht behaupten konnte,

veräußerte er letzteres an das Kloster; das Edersche riß er nieder und baute es mit seinem Heiratsgut ganz neu auf, den Stadel zum Teil. Branz hatte 2000 fl. Schulden; durch Verkauf des alten Hauses zahlte er 1000 fl. ab, und das übrige wollte er in 11 Jahren abbezahlen. Er hatte Weidbriefe in der Hand, und die Räte von Dettingen forderten ihn auf, solche herauszugeben oder zu sagen, wohin er sie geschmuggelt habe. Sein Nachfolger war 4. Schuster, Jörg, von 1684—1696; er stammte von Zusammzell. Da er sich „verbaute“, kam er in Schulden und mußte verkaufen; zuletzt wurde er Torwart. Aus seiner Wirtschaft löste er nur 850 fl., und 1412 fl. hatte er Schulden. Jud Seligmann steckte im Handel. 1696 übernimmt das Kloster Schusters Hof und Bräustatt an Zahlungskass und verkauft das Anwesen weiter. Vielleicht ist die Wirtschaftsgerechtigkeit auf den „Löwen“ in Schloß Neresheim übergegangen. Jedenfalls aber ging die Wirtschaft 1696 ein. Das Haus heute unbekannt.

3. Wirtschaft zur „Sonne“.

Von dieser Wirtschaft weiß heute niemand etwas; selbst die Stadtchronik, 1860 angelegt, berichtet nichts davon. Jedoch fand der Verfasser bei seiner durchgreifenden Familienforschung folgende „hospes ad solem“: 1. Brenner, Johann, gelebt 1688—1745, wird 1710 und 1712 in den Pfarrbüchern als „ehemaliger Sonnenwirt“ bezeichnet. 2. Haffner, Benedikt, als Sonnenwirt genannt 1703—1726. 3. Haffner, Johann, der Sohn des Schwarzkochenswirts Bartholomäus Haffner wird 1726 als Sonnenwirt bezeichnet.

Seither nennt kein Buch mehr die „Sonne“. Sie wird etwa 1730—40 eingegangen sein. Das Haus, auf dem diese Wirtschaft war, ist ebenso wie das Jahr der Auflösung unbekannt.

4. Der „schwarze Ochsen“.

Eine alte Wirtschaft; die Stadtchronik nennt die Wirtschaft den „roten Ochsen“, was aber nicht stimmt, da sämtliche Wirte als „hospes ad bovem nigrum“ in den Pfarrbüchern geführt sind. Die Reihe der bekannten Schwarzkochenswirte ist folgende: 1. Haffner, Paul 1650?—1700, zugleich Ratsherr 2. Haffner Bartholomäus 1700—1762, war anfangs Ratsherr, dann Bürgermeister; er stammte von Elchingen; sein Sohn Hartmann war 1739—1757 Kronenwirt und sein Sohn Johann 1726 Sonnenwirt. 3. Guggenberger, Joh. Gg. sr., 1762—1769; er war der Sohn des Kreuzwirts Jakob Guggenberger. 4. Dessen Witwe führt die Wirtschaft 1769—1773. 5. Sie heiratet 1773 den Sohn des Adlerwirts (alter „Adler“) Wolfgang Zeth mit Namen Zeth Th. Gg., der sich schlecht halten konnte und 1781 starb. 6. 1784—1788 Joh. Gg. Guggenberger jr., der Sohn des obigen Joh. Gg. 7. Kohler, Martin, der Sohn des Bäckers und Bürgermeisters Anton Kohler, kauft die Wirtschaft um 1700 fl. und wirtschaftet 1789—1791. 8. Zeth, Anton 1791—1794, der Sohn des Storchenswirts Anton Zeth, war schon vorher 1781—1787 Storchenswirt. 9. Miller, Joh. Andreas, 1795—1798 von Kirchheim im Ries. 10. Bart, Joh. Michael von Bernhardsdorf bei Dewangen, 1798 bis etwa 1815; dieser war zuletzt Tagelöhner.

Spätere Bewohner dieses Hauses sind: Benedikter, Franz Anton, Färber; Klotz, Rechtskonsulent; dann folgt die Wagnerfamilie Glaser, Franz Josef, Stadtpfleger Kaver Glaser und Kaver Glaser jr. Die Wirtschaft lag also hinter dem Rastnhaus, dem heutigen Rathaus, am Weg zur Stadtpfarrkirche.

5. Der „weiße Ochsen.“

Die Stadtchronik nennt diese Wirtschaft mit einem Besitzer Balthes Kohler um 1787; er kaufte sie um 1700 fl. und hat gewirtschaftet wohl bis 1813. In diesem Jahr errichtete der vom Klosterjäger und Kaufmann Michael Müller stammende Sohn Benedikt Müller im Jahre 1813 ein kaufmännisches Geschäft in dem Haus; dem folgten Kaufmann und Postverwalter Alexander Müller, Kaufmann Otto Schmid und jetzt Friseur Theil. — Der Brunnen gegenüber des Hauses hat heute noch den Namen „Ochsenbrunnen.“

6. Die „Krone.“

Sie war in Neresheim in alter Zeit wohl das Haus ersten Ranges, ein mächtiger Bau mit herrlichem Giebel, so groß und hoch wie das Rastnhaus, das heutige Rathaus, dem gegenüber sie stand, bis ein Brand das ganze Haus einäscherte. An seiner Stelle steht heute das Oberamt.

Als Wirte (hospes ad coronam) sind bekannt 1. Dreier (Treuer), Joh. Michael bis 1666; er stammte von Bertheim (bei Augsburg?). 2. Cordan, Mathäus 1666—1704, war Kaufmann und Ratsherr; die Familie Cordan stammte aus Italien. 3. Cordan, Anton, des vorigen Sohn, von 1704—1738. 4. Haffner, Hartmann, 1739—1757, der Sohn des Schwarzhochsenwirts Bartholomäus Haffner; er kam in Gant, hatte 4699 fl. Schulden. 5. Deibler, Andreas 1758 bis 1791. Kauft Haus und Hof um 3050 fl. 6. Deutschenbauer, Josef, 1792 Pächter, dann bis 1805 Kreuzwirt. 7. Deibler, Anton, der Sohn von Andreas Deibler, 1793—1798. 8. Dessen Witwe heiratet 1799 Nuding, Bernhard fr. von Minhof, der das Haus 1799—1816 besitzt. 9. Nuding, Bernhard jr., 1816—1838; zur Krone gehörte der Sommerkeller außerhalb des „Neuen Tors“, das 1821 durch die Stadtmauer im Norden gebrochen wurde; dieser Keller wurde in den nördlichen Stadtgraben gebaut (Zwinger); darum erklären sich die tiefen Keller, deren zwei übereinander liegen. 1834—1835 baute Nuding diesen Sommerkeller zur Wirtschaft zum Adler um, der nach dem Brand der Krone die vornehmste Wirtschaft wurde. Nuding verkaufte den Adler, kaufte ihn aber 1842 nach dem Brand der Krone wieder; 1850—54 ist Nuding Stadtschultheiß. 10. Uhl, Josef, von Neuendorf ist 1838 auf der Krone, verkauft die Krone (und wird Adlerwirt); die Krone hatte eine Brauerei mit Landwirtschaft, 80 Morgen Acker, 6 Tagwerk Wiesen; im Haus waren vier Wein- und Bierkeller; im oberen Stock war ein Speise- und ein Tanzsaal; der Sommerbierkeller hatte eine Regelhahn und mehrere Gartenhäuser. 11. Der neue Besitzer J. Gröner verkauft die Krone wieder am 14. August 1838. 12. Der Käufer ist vermutlich Alexander Müller, Kaufmann; 1841 brennt das ganze

Anwesen ab; Müller erbaut ein Geschäftshaus, das er 1842 um 10000 fl. an den Staat verkaufte, der das Wirtt. Oberamt darin einrichtete. Die Wirtschaftsgerechtigkeit (Realrecht) ging auf das alte Oberamtsgebäude über. Besitzer dieses Rechts sind Jos. Laur. Ruf, Werkmeister, späterer Landtagsabgeordneter 1843—1886; Professor Marschall und Erben 1886—1920; Anselm Zieglmüller, bisheriger Mehger, ab 1920 bis heute. Alle 5 Jahre wird zur Aufrechterhaltung des Wirtschaftsrechts einen Tag gewirtschaftet. Falls Neresheim eine neue Wirtschaft brauchen würde, kann die „Krone“ ohne besondere Umstände geöffnet werden.

(Schluß folgt.)

Aus dem Schaffen eines heimatlichen Volksdichters.

Von E. Bayer, Aalen.

Dionys Bogt, geboren 28. August 1861 als Sohn des Landwirts Anton Bogt in Schechingen, hat in Schechingen ein stattliches Wohnhaus ganz nahe bei der Kirche und besitzt ein mittleres Bauerngut. 1889 verheiratete er sich mit Josefina Fischer-Schechingen. Aus der Ehe entsprossen 7 Kinder, wovon 6 noch am Leben sind. Der älteste Sohn fiel im Kriege. Dies schlug ihm eine Wunde, die heute noch brennt. Der zweite Sohn, hervorragend begabt, erhielt 1926 im jugendlichen Alter von 31 Jahren eine ordentliche Professorstelle an der Universität Tübingen. Der dritte Sohn studiert z. Zt. das höhere Lehrfach in Tübingen. Eine Tochter ist Lehrerin und hat den Klosterberuf erwählt. Zwei weitere Töchter sind in Schechingen verheiratet. Eine ist noch bei den Eltern.

Da Bogt nur die Volksschule besuchte, sind seine Leistungen doppelt so hoch zu bewerten. Das Dichten ist seine Freude. Tagelang geht er heute noch sinnend seiner Arbeit nach und ist taub für die ganze Umgebung. Er gehört zu den „Stillen im Lande“. Trotzdem haben seine Gedichte seinen Namen weit verbreitet. Viele derselben kamen bei mancherlei Gelegenheiten zum Vortrag, so z. B. bei Begrüßungen, festlichen Empfängen, Amtseinführungen, Glockenweihe u. a. Seine Stimme ertönte bei jedem freudigen Ereignis des früheren Königshauses, bei wichtigen Augenblicken im großen Völkerringen. Ganz besonders sang er das Hohe Lied auf seine engere Heimat, der seine meisten und nahezu schönsten Lieder galten. In drei Bändchen hat er alles festgehalten, was sein Herz erhoben hatte. Sie betiteln sich: Heideblumen, Herbstblüten und Fallende Blätter.

Schon in seiner Jugendzeit gestaltete er anmutige Verse; doch ließen zeitweilige Zweifel an seiner poetischen Begabung seine dichterische Ader wieder seltener fließen. Einen stärkeren Ansporn, seine innersten Gedanken und Gefühle in gebundener Sprache Ausdruck zu verleihen,

gab eine Feier zu Ehren des Volksdichters Chr. Wagner. Seither sprudelt der Quell unaufhörlich. Manches Gedicht ist heimatkundlich bemerkenswert. Nebst Gelegenheitsgedichten enthalten die Bändchen einfache Gedichte mit religiösem Einschlag. Warme Herzenstöne weiß er ebenso anzustimmen wie Kriegs- und Friedensklänge. Die Trauer um seinen vor Verdun gefallenen Sohn ließ seine ländliche Harfe für einige Zeit verstummen. Die schwerste Wunde vernarbt jedoch und was von Innen quillt, muß zu Tage treten und auch jetzt entflattert dann und wann noch ein frisches Lied der tieffühlenden Brust des Sängers im Bauernkittel. Wer Pflug und Hacke handhabt, der weiß mit Schrift und Wort gewöhnlich nicht so gut umzugehen wie ein Studierter. Aber einem Mann mit gesunden Sinnen, warmem Empfinden und froher Sangesgabe wird doch manches Lied gelingen. So auch bei Dionys Vogt, unserm Volksdichter. Seine Verse sind nicht Kunstdichtung und wollen es auch nicht sein. Ein „Dichter vom Fach“ würde manches auch leicht zum Besten ändern können. Immerhin bleibt der „Dichtende Bauer“ für die engere Heimat eine bedeutsame Erscheinung. Wenn ihm, der auf der Schwelle des Greisenalters steht, die Jahre mehr Musestunden gewähren, wird sich noch mancher wertvolle Stoff aus dem Heimat- und Jugendbereich des Dichters einfinden, sagt er doch selbst:

„Noch regt sich tief in meiner Brust
Manch frischer Vers voll Dichterlust.“

Heimatklänge.

Von Dionys Vogt, Schöchingen.

Der Wanderer im Heimattal.

Hoch steht ein Kreuz am Waldesrand
Schaut weit hinaus ins freie Land;
Schaut wieder auf das stille Tal
Und auf den Wand'rer dortzumal;

Er hemmet seiner Schritte Lauf,
Schaut sinnend zu dem Kreuz hinauf.
Er schaut des Heilands Seitenwund'
Und leise lispelt jetzt sein Mund:

Ich zog einst aus an dir vorbei
Mit Herz und Blick so frisch und frei,
Im Jugenddrang voll Kraft und Mut,
So stürmte fort mein junges Blut.

Sah ferne Welten, Land und Meer,
Mein Weg, er führte kreuz und quer.
Ich jagte nach dem Erdenglück
Und fehr' gebrochen jetzt zurück.

O heil'ges Kreuz, sei mir gegrüßt,
Von dem mir Heil und Rettung fließt;
Du bist mein Licht, mein Hoffnungsstrahl,
Mein erster Gruß im Heimattal.



Beilage zur Kocher-Zeitung und zum Härtsfelder Boten

Geschichte der Gasthäuser in Neresheim.

Von Oberlehrer Schmid, Rudolf.

(Schluß.)

7. Das „goldene Kreuz“.

Auch dieser Betrieb ist alt; lange Zeit wird das „Kreuz“ die „Pfaffenwirtschaft“ genannt, weil die Geistlichkeit hier besonders regelmäßig einzufehren pflegte. Als Wirte (hospes ad crucem auream) sind bekannt: 1. Schaffnitzel, Joh. Gg., von Lauingen, 1699—1710, Pfaffenwirt genannt; im Januar 1710 kam er in Gant; er hatte 1309 fl. Schulden und 960 fl. Vermögen. 1712—15 ist er Engelwirt. 2. Eggert, Johann, bisher Wirt in Dossingen, hatte auf dem „Kreuz“ 700 fl. stehen; darum wurde ihm 1710 die Wirtschaft zugeschrieben; es war eine Lehenwirtschaft mit öder Hofstatt mit einem Gemeindegärtle im „Graben“. Er wirtschaftete bis 1727. 3. Joh. Jakob Guggenberger 1727—50, der Sohn des Grünbaumwirts Kaspar Guggenberger und Schwiegersohn des Schwarzhofenwirts Haffner; 1749—64 war dieser Kreuzwirt Bürgermeister. 4. Sein Sohn Hans Jerg Guggenberger von 1750—1779; 5. Dessen Bruder Laurentin Guggenberger von 1780—1786, er verschuldete stark und verkaufte an 6. Jud Löw von Aufhausen, der 1786 Besitzer ist; dieser tauscht das hiesige Spitalhöfle um das „Kreuz“ ein und gibt 900 fl. auf. 7. Deutschenbauer Josef, 1787—1805 (pachtete 1792 kurz die Krone); 8. Des vorigen Tochter heiratet Michael Schnell von Wiblingen, der 1805—17 die Wirtschaft führt; er verstarb auf dem Kreuz. 9. Besitzer von 1817—32 sind unbekannt. 10. Schiele Joh. Adam 1832—1835, der Sohn des Lammwirts Adam Schiele; nach seinem Tod heiratet die Witwe 11. den Anton Better, Sohn des Hausmeisters Josef Better in Schloß Neresheim; Better ist Wirt 1836—1840 und Oberamtspfleger; 1840 bis 1850 ist er Stadtschultheiß; er durfte ab 1840 die Kreuzwirtschaft von Amts wegen nicht mehr betreiben. Seither ruhte der Betrieb. Hin und wieder wurde die Wirtschaft

geöffnet, um die Wirtschaftsgerechtigkeit nicht zu verlieren. 1850 z. B. wirtschaftete auf dem Haus Mezger Herb über die Mission; daselbe ist noch 1865 geschehen, wurde aber später unterlassen, sodaß heute die Wirtschaftsgerechtigkeit erloschen ist. Bis 1907 war das Postamt in dem Haus. 1911 wird Gerichtsvollzieher Bader Besitzer, dessen Erben es heute noch innehaben. Nebenan war der Kreuzbrunnen, der heute noch im Keller des Lehrerwohngebäudes zu sehen ist.

8. Der „grüne Baum“.

Ein alter Wirtsbetrieb am alten Marktplatz an der Straße zum Wassertor. Die Wirte (hospes ad arborem viridem) sind: 1. Widenmann, Wolfgang, von Schreizeheim, 1689—1697; er war zugleich Ratsherr; dessen Witwe heiratet 1698: 2. Guggenberger, Kaspar von Hochstadt, 1698—1731; sein Sohn Jakob wird Kreuzwirt. 3. Guggenberger, Joh. Anton von 1731—1733; er ist der Sohn des Kaspar Guggenberger. 4. Wörner, Andreas, 1733—1734; er ist der Sohn des Lammwirts Kilian Wörner; zieht 1734 weg. 5. Guggenberger, Joh. Anton (s. oben), von 1734—1747; dessen zweite Frau heiratet 1747 den 6. Kohler, Gottlieb fr., früherer Bäcker in Bissingen; er wirtschaftet 1747—1774 und wird dann bis 1783 Engelwirt und Bürgermeister. Während seiner Zeit malt der Tiroler Maler Martin Knoller die Fresken in der Klosterkirche; seine Stammwirtschaft war der „grüne Baum“. 7. Kohler, Bartholomäus, der Sohn des Gottlieb, 1775—1803; er ist 1800—1804 Bürgermeister. 8. Straub, Jos. Anton von Wiblingen, 1803—1806; seine Frau ist die Tochter des Barthel Kohler. Er zieht fort. Vermutlich ist damit der „grüne Baum“ aufgehoben worden. Seit 1828 bis heute ist die Mezgerfamilie Herb auf dem Haus.

9. Der Storch.

Die bekannten Wirte des Storch (hospes ad ciconiam) sind: 1. Kutler bis 1704. 2. Kaufmann, Philipp von Amerdingen, 1704—1748; seine Witwe ehelicht 1748 den Schwarzochsenwirt Haffner. 3. Zeth Wolfgang und dessen Witwe 1748—1773 bzw. 1778; er war zuerst 1720 Wirt im Kloster, dann 1726—48 Wirt im alten Adler. 4. Sein Sohn Joh. Anton Zeth von 1778—1781. 5. Dessen Sohn Franz Anton Zeth 1781—1787; später 1791—94 ist er Schwarzochsenwirt, starb 1794 leprafrank. 6. Pläbist, Joh. Gg. von Jettingen, wirtschaftet 1788—1795. 7. Dambacher, Bernhard von Ebnat, 1795—1802. 8. Uhl Thomas 1803—1804.

Der Storch besaß eine Brauerei; heute erinnert noch die „Storchengasse“ an diese Wirtschaft. Lange bewohnt der Schrezenmaier'sche Stamm das Haus; 1928 ist dessen männliche Linie hier ausgestorben. Besitzer seit 1929 Josef Kienle.

10. Das „weiße Rößle“.

Es lag unweit des Wörnertors, wo es heute noch steht; diese Wirtschaft reicht ebenfalls weit zurück. Die Wirte, die als hospes ad equum album bekannt sind: 1. Alter, Georg, vom Rhain in Bayern, war zuerst Bräumeister im Kloster, dann 1680—1709 Rößleswirt. Seine Witwe wirtschaftet 1732—42. 2. Eisenbarth, Hans Melchior,

1709—18, hatte ein schönes Hofgut dabei, kommt in Schulden und veräußert 16 Morgen. 3. Eggert, Zacharias 1718—1727, bisher Wirt in Dossingen, kaufte das Anwesen von Eisenbarth; beim Haus sind noch 27 Jauchert Acker, $3\frac{1}{4}$ Tagwerk Wiesen, auch $\frac{1}{2}$ Feldhof mit ca. 25 Jauchert Acker, 2 Tagwerk Wiesen im „See“ (bei der Sägmühle) gelegen, um 1000 fl. bar. Er bittet um Consens, daß die Hofäcker zu Scheffäckern gemacht werden dürfen. Das Amt gab aber den Kauf nicht zu. Die Güter wurden nun an die Neresheimer Bürger verkauft. 4. Kohler, Peter, von Rellingen bei Horb, 1727—1732. 5. Hauser, Johann, von Lauchheim, 1743—69. 6. Kienle, Nikolaus, bisher Brauer im Kloster, 1770—1773. 7. Mayr, Anton von Aufhausen, 1774—1778. 8. Schiele, Joh. Bapt., von Großkuchen, 1779—1797; 1797—1803 ist er Lammwirt; 1795—1803 Ratsherr. 9. Rupp, Clemens, von Ohmenheim, 1798—1839. 10. Dessen Sohn Rupp, Benedikt, 1839—1858; wegen Geistesstörung verkauft er viele Güter, sodaß viele Handwerker in Besitz von Gütern kamen. 11. Bautenbacher, Franz Martin, 1858—1876, bish. Wirt z. Ochsen in Ummemingen; Tod durch Sturz vom Heuboden. 12. Bautenbacher, Franz Xaver, dessen Bruder, 1877—1893; 1884 brennt das „Rößle“ samt dem ganzen südwestlichen Stadtteil ab; es erfolgt sofort Wiederaufbau der heutigen Wirtschaft mit Saal. 13. Bautenbacher, Franz Sales, 1893—1920; er braut nicht mehr. 14. Bautenbacher, Witwe des Franz, seit 1920 mit Sohn Richard Bautenbacher, der 1930 übernimmt.

11. Das „goldene Lamm“.

Ein alter Gasthof mit Brauerei. Die Wirte (hospes ad agnum) sind: 1. Wörner, Johann, etwa 1660—1678. 2. Wörner, Kilian, 1678—1696. 3. Zacherer, Markus von Dillingen, 1697—1707, hatte die Witwe des Wörner Kilian geheiratet. 4. Wörner, Andreas, Sohn des Kilian, 1707—1733; von 1733—34 ist er Grünbaumwirt. 5. Wörner, Joh. Baptist, der Sohn des Andreas Wörner, war 1732—33 Engelwirt; später ist er Bürgermeister. 6. Wörner, Joh., 1769—1786, Sohn des Joh. Baptist, war Ratsherr. 7. Kauzer, Mathes, lediger Pächter, 1789—1796, von Hohlenstein? 8. Schiele, Johann Baptist, von Großkuchen, 1797—1803; 1779—1797 war er Rößleswirt, 1795—1803 Ratsherr. 9. Schiele, Joh. Adam, der Sohn des Joh. Bapt. 1804—1819, wird 1813 Posthalter; seine Witwe heiratet 1820 den Oberamtsarzt Dr. Fricker. 10. Eber, Josef Ulrich, von Rakenstein (Jaggenhausen), 1819—1856; ist Posthalter; er führte Personen-, Gepäc- und Briefpost nach Nördlingen, Heidenheim und Alen; besaß 8—10 Pferde; daß ihm einmal 45 Pferde in 1 Jahr krepierten und er dadurch unterging, wird berichtet. Am 5. Mai 1827 Brand von Scheuer und Stall. 11. Der Tochtermann Ebers, Xaver Eisenbarth wirtschaftete 1856—1861; auch er hat noch die Posthalterei. 12. Bosser, Johann, von Burgberg (Alders), 1861—1886; seit alters war auf dem „Lamm“ ein Storchennest, das am 11. Mai 1886 durch einen Kaminbrand zerstört wurde; seither nisten in Neresheim keine Störche mehr. 13. Bosser, Walbg., des vorigen Witwe,

1886—1905; sie war ein Original; die Brauerei und eine gutgehende Wirtschaft bestanden noch unter ihr. 14. Böser, Johann, der vorigen Sohn, 1905—1918. Er verkauft um 65000 Mark; damit beginnt ein reger Besitzwechsel. 15. Otto, Johannes, von Stuttgart, verkauft 1919 um 80000 Mark. 16. Ruhn, Josef, von Mögglingen 1919—20, verkauft die Brauereieinrichtung, dann 1920 Haus und Güter um 90000 Mark. 17. Schloch, August, von Reutlingen, 1920—1925, verkauft an 18. Juden, die viele Güter wegverkaufen und im Haus manches instandsetzen. 19. Stängle, Bierbrauereibesitzer in Bolheim, seit 1927. Er setzte als ersten Pächter 1927—30 Kaspar Baudenbacher, bisher auf der Gallusmühle, auf das „Lamm“ und beliefert das Haus mit Bier. Als Kuriosum sei vermerkt, daß zum Lamm ein durch einen Gang verbundenes Zimmer im Nachbarhaus gehört.

12. Der „Adler“.

Eine Wirtschaft zum Adler besteht hier zum zweitenmal. Der alte „Adler“ ist nachweisbar 1726—1759; er lag selbstverständlich innerhalb der Stadtmauer, da in jener Zeit noch kein Haus außerhalb der Stadtmauer gebaut werden durfte. Als Wirte (*hospes ad aquilam*) konnten erforscht werden. 1. Zeth, Joh. Wolfgang, 1726—1748, der 1720 Wirt im Kloster und 1748—1773 Storchwirt war. 2. Zeth, Anton, sein Sohn, 1748—1759; dieser ist 1778—81 Storchwirt und zugleich Ratsherr. Wann dieser alte „Adler“ aufgehört hat, ist unbekannt.

Der neue, heutige „Adler“, war unter Kronenwirt Ruding der Sommerkeller der „Krone“. 1834—35 erbaute dieser den heutigen „Adler“ auf dem Zwinger vor dem „Neuen Tor“. Besitzer waren: 1. Ruding, Bernhard jr., (Sohn des Bernhard sr., Kronenwirt) 1835—38; zugleich war er Kronenwirt, er verkauft an 2. Uhl, Josef, den bisherigen Kronenwirt, 1838—42; mit dem Kauf der Krone wurde Uhl auch Besitzer des „Adler“. 3. Ruding, Bernhard jr., derselbe wie oben, wieder von 1842—50; 1846 brennt die Scheuer ab und nochmals 1861. 1850—1854 war Ruding Stadtschultheiß; er zog die Beamtschaft, die wohl bisher in der „Krone“ verkehrte, aber diese 1841 abbrannte, in den „Adler“. 1854 am 15. September findet hier die Gründung des „Museums“ statt. Der „Liederkrantz“ hielt hier seine Konzerte und 1876 sein 40. Gründungsfest. So war der „Adler“ lange Zeit die erste Wirtschaft, bis Traubenwirt Böhm jr. diesen Ruhm allmählich auf sein Haus übertrug. 4. Müller, Laurentin, 1850—52 Pächter. 5. Wengert, Johann, 1852—54; er gründete 1872—73 den „Schützen“. 6. Marck, Anton, bisher Färber, 1854—55 Pächter. 7. Reßler, Thomas, von Dehlingen, 1855—1864. 8. Rönning, Karl, Sohn des Oberamtspflegers, kauft den „Adler“ und wirtschaftet 1864—84, seine Witwe bis 1892. 9. Schmid, Sebastian, von Schloß Neresheim, 1892—1903, Kauf um 40000 Mark. 10. Bogelsang, von Harzfeld, Kauf um 70500 Mark, 1903—1905. 11. Bailänder, Christian v. Gmünd, 1905. 12. Böser, Josef, des Lammwirts Sohn, 1905—1912, richtete eine Meggerei ein. 13. Seßler, 1912—18. 14. Mayer, 1918—1922. 15. Auer,

1922—23; beide letztere wirtschafteten 1918—1923 nicht, sondern betrieben nur die Landwirtschaft durch angestellte Verwalter. (Geldanlage in der Inflationszeit). 16. Mahringer, Johann, (vom Baldhorn) und Glaser, Paul, von hier, kauften 1923 den „Adler“ um 4 Millionen und eröffneten wieder die Wirtschaft mit Rördlinger Bier.

13. Die „Traube“.

Auch die „Traube“ kommt im Lauf der Zeit in 2 Gründungen vor. Ein Wirt zur alten „Traube“ (*hospes ad uvam*) wird genannt 1710 und 1713: Brenner, Konrad; er war der Sohn des Bürgermeisters Oskar Brenner, wurde später selbst 5 Jahre Bürgermeister und betrieb neben der Wirtschaft, die innerhalb der Stadtmauer lag, eine Meggerei. Dann findet man nirgends mehr einen Traubenwirt, sodaß die alte „Traube“ um 1720 nicht mehr bestanden haben wird.

Die heutige neue „Traube“ entstand vor der Stadtmauer außerhalb des Klosters in Stadtgraben. Wie beim „Adler“ kam auch dieses anfangs einstöckige Häuschen auf den Graben zu stehen, um die Tiefe des Grabens zu Kellergelassen ausnützen zu können. Erbauer und Gründer ist des frühere Klostersgärtner 1. Marck, Anton, der hier eine Gärtnerei betrieb und „Gutterbier“ schenkte; er wirtschaftete 1780—1805, seine Witwe bis 1820. 2. Strobel, Ulrich, von Großfuchen, 1820—1830; er hatte Marcks Witwe geheiratet und baute auf die „Traube“ einen Stock auf. 3. Hopfensitz, Kaspar, von Meisterstall, 1830—1833. 4. Schmid, Joh. Kaspar, von Aufhausen, 1833—1866. 5. Schmid, Josef August, des vorigen Sohn, 1867—76; er zog in den goldenen Löwen in Schloß Neresheim und wurde dort Schultheiß. 6. Siller, Josef, vorher auf der Gallusmühle, 1876—78. 7. Böhm, Josef, vom Hochstatterhof, 1878—1906; er brachte dem Haus guten Ruf überall. 8. Böhm, Fritz, des vorigen Sohn, seit 1906. Das Erbe der „Krone“ und des „Adler“ ist auf die „Traube“ übergegangen. Der frühere Saal ist in Fremdenzimmer umgebaut. Den Saalneubau vereitelte die Inflation.

14. Der „goldene Stern“.

Er wurde gegründet innerhalb der Stadtmauer neben dem Kloster 1827—28; er war früher die Wohnung des Oberamtsdieners; Besitzer waren 1. Frei, Joh. Leonhardt, von Steinacker bei Gunzenhausen, 1828—1840; er zog als Wirt nach Rössingen. 2. Sieber, Laurentin, früherer Hafner von hier, 1840—1867; ein Sturm riß an dem alten Haus den Giebel ein. 3. Rußbaum, Leonhard, von Gundelfingen in Bayern, 1867—1899. 4. Reß, Brauerei in Heidenheim; das alte Wirtschaftsgebäude wird abgebrochen und der heutige Neubau erstellt. 5. Schwarz, 1899—1907 Pächter. 6. Hügl, Alexander, von Dossingen, seit 1907 bis 1930; war Besitzer der gutgehenden Wirtschaft. 7. Seine Witwe Margaretha Hügl seit 1930.

15. Der „Hobel“.

Der Schreinermeister Thomas Walter wollte schon 1859 vor der Stadt einen Ausschank von Bier, Wein, Kaffee errichten. Die 7 Wirte

(5 in Betrieb) erhoben Einspruch. (Auch in Schloß Neresheim bestanden 2 weitere Wirtschaften). Der Gemeinderat lehnte das Gesuch Walters ab, vor allem auch deshalb, weil das Haus außerhalb Etters lag. Das Gesuch erneuerte Walter 1863; trotzdem seit 1859 die Verkehrsverhältnisse sich verschlechtert hatten, genehmigte das Oberamt die Gründung. Die Wirtschaft wurde unter dem Namen „Hobel“ am 17. April 1864 eröffnet. Besitzer: 1. Walter, Thomas, Schreinermeister, 1864—1870; sein Bruder war Pfarrer in Schloß Neresheim, darum lehrten die Pfarrer im „Hobel“ viel ein und bekam der Wirt (an der Straße nach Nördlingen am „Sauren Stüch“) den Titel Pfaffenwirt. 2. Jäger, Alois von Unterschneidheim, 1871—1876. 3. Beyrle, Josef Anton, von Ebnat, 1876—1888. 4. Bihler, Josef Anton, von Dorfmerkingen (Musikant), 1888—1891.

Die Stadt kaufte das Haus um 2000 Mark und errichtete im Juli 1892 darin die Kleinkinderschule.

16. Der „Becher“ oder „Liter“.

1870 bekam ein Haus an der Krümmung der oberen Gasse (heute von Josef Veg bewohnt) ein persönliches Wirtschaftsrecht. Als Wirtsschild hing ein Becher oder Liter heraus. Die Säger des Niederfranz hielten 1870 auch einmal eine „Produktion“ im „Liter“. Wirte: 1. Bahl, Karl von Alen, 1870—73; er war vorher Schreiber auf dem Oberamt; am 8. 7. 1872 Verlegung der Wirtschaft in die Hauptstraße (in das heutige Haus des Flaschners Better). 2. Müller, Laurentin, 1873—80. Mit seinem Wegzug hörte die Wirtschaft auf.

17. Der „Schützen“.

Die Gründung erfolgte 1872. Am 17. März war die Eröffnung. Er liegt an der Hauptstraße, Kreuzung Storch- und Spitalgasse. Die Wirte bis heute: 1. Gründer ist der Sellaer Johann Wengert, der 1852—54 auf dem „Adler“ saß; er wirtschaftete 1872—1883. 2. Dessen Sohn Karl Wengert, 1883—1904. 3. Besitzer Sperber, Pfauenwirt, Bopfingen, 1904, der einen Pächter darauf setzt. 4. Sparhuber, Gustav, von Auernheim, bis 1919; Kauf um 6000 Mark; dessen Witwe ist bis heute Besitzer und verpachtet 1921—24 an Pächter Hahn, ab 1927 an Stig, Hubert, von Heuchlingen, ab 1929 an Witwe Mahle von Döschingen.

Unter Sparhuber wurde die Wirtschaft ins heutige Haus verlegt; vorher war sie gegenüber im Hause des Schuhmachers E. Mayer.

18. Das „Waldhorn“.

Kurz nach der Gründung des „Schützen“ erfolgte am 9. Juni 1872 die Eröffnung des „Waldhorn“ in der westlichen Hauptstraße. Das Haus war die Herberge für wandernde Handwerksgefallen. 1. Der Gründer ist der Schreiner Georg Wetschenbacher; er wirtschaftet 1872—1879. 2. Sein Schwiegersohn Friedrich Josef Eber(t), 1879—1891. 3. Mahringer, Johann, von Döfingen, 1891—1923; er hat beim Haus Scheuer, Stall und gute Felder. 1923 verkauft er und zieht in den „Adler“. 4. Der Käufer Feuerstein, ein Oesterreicher, kauft das Waldhorn um 15000 Goldmark (Spekulations-

kauf). 5. Rechnungsrat Dillmann, Stuttgart, wird unfreiwilliger Besitzer, 1923—24. 6. Lacker, Karl von Neresheim, verkauft alle Güter und die Scheuer weg; 1924—26. 7. Baum, Kader, kauft Haus ohne Scheuer und ohne Acker; 1926 bis heute.

19. Die Schenk- und Speisewirtschaft Ziegelmüller.

Die letzte Gründung erfolgte am 1. Oktober 1877 ohne besonderen Wirtsschild. Das Haus hat Wirtschaft und Mehlgerei. Besitzer: 1. Ziegelmüller, Joh. Gg. vom Wemding, war zuvor Bäcker; 1877—1892. 2. Ziegelmüller, Anselm, dessen Sohn, 1892—1919; betrieb eine Mehlgerei. 3. Ziegelmüller, Paul, der Sohn des Anselm, seit 1919. Der Umbau des Ganzen erfolgte 1929 u. 1930.

Anselm Ziegelmüller kaufte 1919 das „alte Oberamt“ und damit die Wirtschaftsgerechtigkeit der auf dem Hause laufenden „Krone“. Alle 5 Jahre wirtschaftet er darauf. Ob die „Krone“ noch auferstehen wird? Einstweilen setzt in der Wirtsstube ein Dentist den Menschen Goldkronen auf defekte Zähne.

Wie lange mögen die ältesten Gasthöfe schon bestanden haben? Das wird wohl kaum mehr nachgewiesen werden können. Die Kirchenbücher reichen bis 1664; die 1664 Gestorbenen reichen hinauf bis 1580. Die nächste Quelle, das nach den großen Brand 1405 angelegte sog. „rote Stadtbuch“, das vorhanden ist, gibt keinen Aufschluß über Namen der Gasthöfe oder deren Besitzer. Aber sicher ist, daß nach dem Brand von 1405, der die ganze Stadt in Asche legte, die schon vorher bestanden Gasthöfe wiedererstanden. Die ganze Anlage der Stadt stammt in ihrer heutigen Form vom Jahr 1405. Die 8 Brauereien, die 1660 bestanden und aus der Zeit nach dem Brand stammen, sind wohl: „Röfle“, „Lamm“, „Löwen“, „Krone“, „Grüner Baum“, „Storch“, „Schwarzer Ochsen“, „Kreuz“.

Manchen schweren Kriegsturm haben sie erlebt, und viel haben sie vom Kriegsvolk, das zechend und plündernd sie bevölkerte, erleben müssen im 30jährigen Krieg, im spanischen Erbfolgekrieg, in den Preußisch-Oesterreichischen Kriegen und in den Napoleonischen Kriegen. Manch stiller Reisender und Wanderer, auch mancher todwunde Soldat steht in den Pfarrbüchern verzeichnet, der in den Gasthöfen sein Ende fand.

Die einst so zahlreichen Brauereien sind sämtliche verschwunden. Sie haben aber nicht allezeit „Suglenwasser“ gefotten, sondern manch kräftiges Krügler Lagerbier hat noch in den letzten Jahrzehnten den Kopf und die Beine schlottrig gemacht. Heute rasseln schwere Bierautos von Alen, Königsbrunn, Heidenheim, Volheim, Dillingen und Nördlingen durch die Straßen und bringen Biere aller Qualitäten. Hin und wieder wird einem Faß „Münchener“ ein Hahnen in den Leib getrieben oder zieren „Salvator“- und „Weizenbierflaschen“ den Tisch der Zecher.

Außer oben genannten Wirten waren in den Pfarrbüchern noch 20 Wirte aus der Zeit um 1650 zu finden, bei denen aber die Angabe der Wirtschaft, die sie besaßen, fehlt; 3 davon waren Bürgermeister, 4 Ratsherren.

An Bräumeistern und Wirtschaftspächtern im Kloster sind nicht weniger als 24 bekannt. Ein Bräumeister hatte freie Wohnung, 50 fl. Jahreslohn und Handwerkerkost im Kloster, ein Bräutnecht 18 fl. Lohn, später 36 fl. und Bauernknechtlohn. Man betitelte sie teils Burg- oder Bergwirt, auch „Löwenwirt“. Das Gebäude des „Löwen“ in Schloß Neresheim wurde 1792 erstellt. Die Klosterbrauerei ist eingebaut als Landwirtschaftsschule bezw. Exerzitienhaus. An eine Aufnahme des Brauereibetriebs nach dem Muster bayrischer Klöster, von der manche Härtsfelder schon „schwärmten“, gilt als ziemlich ausgeschlossen. Die heutige Abtei hat andere Ziele und andere Sorgen!

Heimatlänge.

Von Dionys Vogt, Schechingen.

Im schönen Tal der Lein (Heuchlingen).

Wenn hoch dort überm Talesgrund
Der Himmel lieblich blaut
Schaut man kein Dorf in weiter Rund
Wie Heuchlingen so traut.

Im schönen Tal, durch Wiesengrün,
Da schlängelt sich die Lein.
Das Dorf zieht sich am Flusse hin
Und spiegelt sich darein.

Ein Schiffelein wiegt sich auf der Flut
Gleich einem Silberschwan;
Dum kommt mit Sang und frischem
Und spannt die Segel an! [Mut

Wenn dann der kühne Schiffer zieht
Vorbei am grünen Hag,
Bereint sich dort mit seinem Lied
Der Nachtigallen Schlag.

Die Kirche grüßt zu jeder Stund
So freundlich übers Tal;
Weit schallt der Glocke eh'rner Mund
Und ruft uns allzumal.

Ein altes Schloßchen steht im Ort
Aus grauer Ritterzeit.
Dornröschen schläft noch immer dort,
Weils noch kein Prinz gefreit.

Doch führen manche schmutze Maid
Die Burschen flott zum Tanz
Und winden drauf in Lust und Freud
Der Braut den Myrtenkranz.

Die Männer schmückt noch Biedersinn,
Die Frauen Häuslichkeit.
So geh'n die Jahre still dahin
In Fried' und Ewigkeit.

Nun blühe, Dorf, stets immerfort
Im schönen Tal der Lein.
Es ist ein hübscher, trauter Ort;
So soll's auch ferner sein.

Erika.

Im fahlen Kleid steh'n auf der Heid'	Bald deckt der Schnee in Tal und Höh'
Die Blümlein abschiedschwer.	Die Blümlein lind und sacht
Sie zittern leis bei Frost und Eis	Mit weichem Flaum, gleich Silber-
Im grauen Nebelmeer.	In kalter Winternacht. [schaum

Sie träumen süß vom Paradies,
Von Lenz und Sommerfreud;
Doch Hoffnung wacht; oft über Nacht
Bricht Winterherrlichkeit.



Beilage zur Kocher-Zeitung und zum Härtsfelder Boten

Josef Köhle

Aus der Lebensgeschichte eines Jahrhundertschwaben.

Von Julius Bazlen.*

Unter den mir persönlich bekannten sechs Jahrhundertschwaben darf Josef Köhle nach seiner körperlichen und geistigen Verfassung als der lange primus omnium, als der weitaus Erste unter allen gerühmt werden. Wiederum durch Zeitungsberichte aufmerksam gemacht, fuhr ich am Donnerstag, den 16. August 1928, mit einem Freund nach Reichenbach im Talle, bei Geislingen a. d. Steig. Am Eingang des Dorfes fragte ich einen Bauern, ob er mir sagen könne, wo sein berühmter Landsmann wohne, der Jahrhundertschwabe Köhle. „Jawohl,“ sagte er und deutete über die Straße hinüber, „guckst Se, en dem gele Häusle dort wohnt'r; sei' Tochter, d' Fraile Alara, guckt grad zom Fenstr raus.“ Wir steuerten also auf das gele, blicksaubere Häusle los. Zur Rechten war es von einem Gärchen umrahmt, einem sorglich gepflegten, echten und gerechten Bauerngärchen mit der beginnenden Herbstflora, Asten, Balsamien und Dahlien, auch eine rote Rane prangte schmachhaft dazwischen.

Wir grüßten zum ersten Stock hinauf. „Ist der Vater daheim?“ „Ja,“ rief's herab, „der Vater ist da.“ „Dürfen wir ihm Grüßgott sagen?“ „Gern, Ihr Herren, kommen Sie nur herauf!“ Wir stiegen also die Treppe zum ersten Stock hinauf und da schritt nun vom Zimmer linker Hand ein älterer Herr heraus. Kerkengerade, in soldatischer Haltung, mit stattlichem Vollbart und Schnauzer, beide noch grau, nicht weiß, und auf seinem Haupte lag noch ein dünner Schnee als weiße Decke. Sollte das etwa der Jahrhundertschwabe

* Mit gütiger Genehmigung des Verfassers und des Verlegers geben wir hier, vom Verfasser erweitert und ergänzt, ein Stück aus dem prächtigen Blickelein: 10 Schwaben — 1000 Jahre wieder. Es ist erschienen im Verlag von Adolf Bonz & Comp. in Stuttgart und kostet gebunden 3 Mark 80 Pfennig (siehe Hinweis im Spion 1929 Nr. 2).

Röhle sein, dieser Mann, den auch ein Kennerauge auf höchstens 75 schätzte? Nicht möglich! Aber er war's eben doch.

Wir grüßten den Jubilar ehrerbietig. „Mit wem habe ich die Ehre?“ fragte er mit einer Stimme so frisch und hell, als ob der zugehörige Kehltopf erst 30 zählte. Er sprach rasch, ein reines Hochdeutsch. Das mag noch ein Erbe seiner Dienstzeit sein. Wir stellten uns vor und sagten, wir seien nur gekommen, um ihm, dem gefeierten Jahrhundertschwaben, Grüßgott zu sagen und unsern Glückwunsch auszusprechen. Röhle hatte mich aber doch im Verdacht eines Reporters, denn er fuhr fort: „Bitte, mein Herr, wenn Sie mich etwas fragen wollen, so machen Sie's kurz und bestimmt; ich habe nicht viel Zeit, wir haben noch alle Hände voll zu tun aufs Fest am Sonntag.“ Mittlerweile führte er uns hinüber in die gute Stube. Seine Tochter, Fräulein Klara, legte eben mit einer Freundin die letzte Hand an, um dem Zimmer festliche Würde zu verleihen. Als ich nun dem Herrn offenbarte, daß er der sechste Jahrhundertschwabe sei, den ich persönlich kennengelernt habe und daß er der musperste von allen sei, da glitt ein heller Strahl über sein Gesicht und er meinte: „Nun, wenn Sie eine Freude an mir haben, dann will ich Ihnen schon einiges erzählen. 's ist aber besser, wir gehen in mein Stübtle hinüber, da sind wir ungeschoren.“ In diesem Stübtle sah's nun etwa aus wie im Dienstzimmer des weiland Stationskommandanten: neben dem Schreibzeug auf dem Tische lagen wohlgeordnet ganze Stapel von Briefschaften und Papieren, darunter eine Beige mit der eigenen hundertjährigen Hand, ohne zitternden Tatterich geschriebener Lebensläufe. Auch mir verehrte er ein Exemplar und ich bin stolz darauf. (Das Schriftstück wanderte schon durch manche Hand.) Man konnte wirklich glauben, man befinde sich in einem Geschäftsbüro und nicht im Altenstübchen eines Hundertjährigen.

Aus den Bemerkungen des alten Herrn sprach kluge Lebensweisheit und ein ehrenfester Charakter. „Der Mann muß zuverlässig sein, wenn er Vertrauen erwerben will,“ sprach er. „Deswegen muß man immer Wort halten und damit man Wort halten kann, darf man nicht zuviel versprechen.“ Oder: „Ich habe nie etwas auf Nachnahme bestellt, ohne daß ich vorher schon das nötige Geld, in ein Papier gewickelt, zurecht gelegt hätte. Und wenn der Briefträger mir die Bestellung brachte, nahm ich mit der einen Hand das Paket in Empfang und konnte mit der andern das Geld abliefern.“ Wenn diese Methode Röhle's im ganzen Wirtschaftsleben üblich wäre, um wieviel besser stünde es dann mit Handel und Wandel. Was mir der alte Herr weiterhin selbst erzählte und was ich Zeitungsberichten, auch der Festschrift entnommen habe, findet der geneigte Leser nachstehend zusammengestellt.

Die Einladung, mit uns im Gasthaus ein halbes Stündchen zu verweilen, lehnte Herr Röhle ab: „Nein, meine Herren, das mache ich nicht!“ Und als wir ihm nach genossener Erfrischung „B'hütgott“ sagen wollten, meldete Fräulein Klara: „Der Vater macht seinen Spaziergang, wahrscheinlich Deggingen zu.“ Am Eingang des

Dorfes rüsteten Zimmerleute eben die Festtribüne, eine Ehrenpforte stand im Gerippe da und im Schulhaus flochten geschickte Mädchenhände grüne Girlanden.

Josef Röhle ist geboren am Mittwoch, den 20. August 1828, im kleinen Weiler Rodamsdörfle, Gemeinde Dewangen, O. A. Alen. Das Geburtshäuschen steht noch als Wohnung eines Schneiders. Josefs Vater verschwand eines Tages spurlos und überließ Weib und drei Kinder einem traurigen Schicksal. Josef kam als Pflegekind zum Großbauern Nikolaus Sorg in Dewangen. Sein frühestes Denken reicht bis zum 4. Lebensjahr zurück. „Unser Nachbar war ein Schäfer,“ erzählte er, „und ich hatte an den Schafen große Freude. Gar gern hätte ich geschnitzte Holzschafe als Spielzeug gehabt, wie man sie in der Arche Noah sah. Aber daran durfte ich nicht denken. Ich wußte mir jedoch zu helfen. Ich ging in den Wald hinaus und holte mir eine Portion Tannenzapfen. Die waren meine Schafferde. Ich führte sie auf die Weide und zur Tränke.“

Den Ernst des Lebens lernte Josef beim Großbauern Sorg kennen bis zur erbarmungslosen Härte. Als achtjähriges Büblein mußte er zur Winterzeit früh, wenn die Hähne kräh'n, eh' die Sternlein verschwinden, zum Dreschen antreten und vor der Schule zwei Stunden mit den Knechten im Takt den Flegel schwingen. „Josef, hau nur fest drauf, daß dir's warm wird,“ sagten die Drescher zu dem Büble in seinem dünnen blauen Zwilchanzug und er hat draufgeschlagen und als Jungknechtlein die dünne Wassersuppe mit Brot und Kartoffeln dreifach verdient.

Seiner Lehrer Holl und Reth sowie des Geistlichen Kurz erinnert sich Josef noch wohl. Damals herrschte noch in Dewangen „ländlich-sittlich“ die mehr als merkwürdige Mode, daß der Organist während der Taufe ein Tänzchen herunterorgelte. Das machte natürlich der anwesenden Schuljugend mehr Vergnügen als dem Täufling und tat der Weihe der heiligen Handlung erheblichen Abbruch. Pfarrer Kurz habe deshalb kurzerhand die „Täufemusik“ abgeschafft, zum Leidwesen des seitherigen Publikums. Im Jahre 1838 wurde Röhle in Unterlochen von Johann Baptist von Keller, dem ersten Bischof der Diözese Rottenburg, gesirmt; sein Firmpate war der Hübenbauer von Dewangen.

Nach seiner Schulzeit arbeitete Röhle in verschiedenen Landwirtschaftsbetrieben außerhalb seiner Heimat. In Giengen a. d. Brenz kam er krank ins Spital; die Kosten beliefen sich auf fünf Gulden, die die Gemeinde Rodamsdörfle für den mittellosen Josef aufbringen mußte. Sie hätten keine besondere Freude dran gehabt.

Anno 48 diente Röhle als Kutscher beim Oberamtsarzt Römer in Heidenheim, am Schluß des Jahres bei einem Bauern in Waldstetten. Die allgemeine Franzosensucht führte auch hier zur Bildung einer 100 Mann starken „Kompagnie“, die von einer „Regimentsmusik“, bestehend aus einem Klarinettenbläser und einem Bratesgeiger zum Exerzierplatz begleitet wurde.

Nun war für Röhle die Rekrutierungszeit da. Neben der gesundheitlichen Tüchtigkeit zum Militärdienst spielte die Losnummer eine

rigsten, oft auch mit persönlichen Gefahren verbundenen Fälle seiner ganzen Landjägerdienstzeit hatte Köhle hier zu behandeln: Mord-, Brand- und Eisenbahnunfälle.

Als Landjäger durfte er keine Kriegsdienste tun.

Im September (Mariä Geburt) 1871 vernichtete in Türkheim ein Großfeuer 22 Wohngebäude und 20 Scheuern. Acht Tage lang mußte Köhle mit seiner Landjägermannschaft auf der Brandstätte weilen.

Im Jahre 1867 reiste Napoleon III. zum Besuch der österreichischen Kaiserfamilie nach Salzburg. Napoleon war an der Erschießung (15. 6. 1865) des Kaisers Max von Mexiko, des Bruders von Kaiser Franz Josef von Oesterreich, nicht unschuldig. In Deutschland herrschte damals eine franzosenfeindliche Stimmung. Man befürchtete für die Salzburger Reise ein Attentat. In Geislingen, wo Napoleons Sonderzug wegen Wasserfassens 20 Minuten Aufenthalt hatte, wurde der Franzosenkaiser im Namen der Geislinger Behörden durch den Fabrikanten Arnold Staub von Kuchen, der französischer Bürger war, begrüßt. Beim Passieren der Steige waren zum Schutze des kaiserlichen Zuges der Wöschung entlang Schildwachen aufgestellt.

Von den Landjägern, denen Köhle einst in Geislingen zu befehlen hatte, ist längst keiner mehr am Leben. Der ehemalige Kommandant hat sie alle um Jahrzehnte überdauert. —

Auf 1. Oktober 1875 wurde Köhle zum Stations-Kommandanten in Tettnang ernannt. Dort waren während drei Jahren nur mittlere Vergehen zu verzeichnen. Die Bevölkerung von Tettnang und Umgebung rühmt Köhle als sehr gafffreundlich, während er von Seiten des damaligen Oberamtmanns Hellsdampf, der den Landjägern nicht wohlgesinnt war, viel Bitteres erfahren mußte. Köhle's Nachfolger in Tettnang wurde Stations-Kommandant Jakob Hezel, der jegliche ebenfalls hochbetagte evangelische Kirchenpfleger in Ellwangen.

Köhle's letzter Kommandantenposten war Horb a. N. Auch hier kam er mit bedeutenden Persönlichkeiten in Berührung. Auf einer Reise nach Strassburg hatte der Große Generalstab von Berlin kurzen Aufenthalt in Horb, währenddessen Köhle dem Generalstabschef, Grafen von Waldersee, Rapport zu machen hatte. Des öfteren weilte auf der Durchreise Generalfeldmarschall von Häseler in Horb, dem Köhle jeweils Meldung erstatten mußte. —

Mit 56 Jahren suchte Köhle um seine Entlassung nach und am 16. Oktober 1886 verabschiedete er sich vom Landjägerkorps mit dem Prädikat „Sehr gut“ und bedacht mit dem „Ehreninvalidensold“ (d. h. mit Pension).

32 Jahre hat Köhle unter sechs Obersten (v. Martens, v. Perglas, v. Ziegefar, v. Starkloff, v. Günthert und v. Raibel) treu und gewissenhaft als Landjäger gedient und sich während dieser Zeit bei Vorgesetzten wie Untergebenen Achtung und Anerkennung erworben. Was den ganzen Mann kennzeichnet und was für den verantwortungsreichen Dienst des Landjägers unerläßliche Bedingung ist, verstand Köhle

im vielseitigen Verkehr mit Menschen aller Art in höchstem Maße, nämlich: flug zu schweigen und flug zu handeln.

Mit berechtigtem Stolz zeigt er seine Zeugnisse. In seinem Entlassungsschein heißt es: „Köhle hat sich in einer ununterbrochenen Dienstzeit von 37 Jahren sehr gut geführt, besitzt das Militärverdienst-Ehrenzeichen 1. Klasse, wurde für ausgezeichnete Diensthandlungen dreimal öffentlich belobt und zwölfmal mit Geld, 1875 mit der silbernen, 1881 mit der goldenen Zivilverdienstmedaille belohnt. Nicht minder als durch seinen Fleiß und seine Pünktlichkeit im Dienst hat er sich durch treue Anhänglichkeit an seine Vorgesetzten deren Vertrauen erworben und namentlich in Bezug auf gerichtliche Polizei wesentliche Erfolge aufzuweisen. In seinen Privatverhältnissen ist er ganz geordnet, ein besorgter Familienvater, gewandt im Umgang mit Menschen aller Stände und trotz seiner 58 Lebensjahre für einen leichteren Zivildienst gesundheitlich durchaus geeignet.“

Nach kürzerem Aufenthalt als Mühlenaufseher in Rottweil a. N., wo seine beiden Söhne die höheren Schulen besuchten, trat Köhle im Jahre 1889 eine Pförtnerstelle bei der Mauerschen Waffenfabrik in Oberndorf an. Die Stelle war frei geworden. Und so hat Josef Köhle von 1889 bis 5. Dezember 1905 in Oberndorf als Pförtner treue Dienste geleistet. Dabei hat er viel gesehen. Es war damals die Zeit der Waffenlieferungen an die Türkei, und er lebt ganz auf, wenn er von dem damaligen Vorstand der türkischen Armeekommission und den anderen türkischen Offizieren erzählt, die sehr gut Deutsch sprechen konnten und die auch in dem Pförtner Köhle den alten deutschen Soldaten hoch verehrten. Im Jahre 1905 kam er dann zu seinem geistlichen Sohn, dem damaligen Pfarrer Köhle nach Reichenbach. Dort hat er viel Freude erlebt: seine goldene Hochzeit am 3. Februar 1918, zu der ihm der Hochselige Bischof Dr. v. Keppler ein heute noch sehr in Ehren gehaltenes Handschreiben schickte, aber auch viel Trauer: den Heimgang seines geistlichen Sohnes im Jahre 1920 und den Tod seiner mit ihm 55 Jahre in treuer Ehe verbundenen Gattin Theresia am 10. August 1923.

„Es muß eben stimmen.“ Das ist heute noch sein Wahlspruch. Und es stimmt auch überall bei ihm. Wohlverwahrt und wohlgeordnet hat er seine stolzen Ehrenzeichen, zu denen außer den obengenannten auch das Verdienstkreuz und die Kaiser Wilhelm-Gedächtnismedaille gehört; in Altkasten eingeschaltet liegen seine Dienstzeugnisse. Und auch in seinem Hauswesen stimmt alles. Seine Tochter Klara ist ihm eine treue Helferin und Sorgerin, aber er selbst führt das Regiment im Haus, und wenn er mit andern etwas zu sprechen hat, ohne viel Umschweife mit dem Befehl „Tritt ab!“ aus der Stube entlassen. Dabei kommen aber die beiden sehr gut miteinander aus. Sie bereitet ihm seine Hausmannskost; er ist genügsam und freundlich, und wenn im Sommer die Sonne nicht mehr so arg brennt, dann wandert er Abend für Abend mutterseelenallein eine kleine Halde hinauf, um sich an der schönen Gotteswelt zu erfreuen. Zu der „neuen Zeit“ hat er sich sehr vernünftig eingestellt; er meint: „Wenn das Neue besser ist, wie das Alte, dann begrüße

ich es; ist das Neue nicht besser, dann bekenne ich mich gerne zum Alten."

Als strahlender Sonnentag gab sich der Festtag und es schien, als ob der liebe Herrgott, der dem Stationskommandanten a. D. Josef Köhle 100 Lebensjahre lang eine sonnige Gesundheit verliehen, diesem nun auch zur Feier des Festes noch besonders blauen Himmel und goldene Wärme geschaffen. Die Gemeinde Reichenbach hat es unter Mitwirkung, bzw. Leitung des Militärvereins verstanden, den 100. Geburtstag des Mitbürgers und Kameraden Köhle in würdigster Weise zu feiern. Ehrenpforten begrüßten am Eingang des Dorfes die Gäste, sämtliche Häuser trugen Festschmuck, Böllerschüsse dröhnten vom frühen Morgen bis zur Beendigung des festlichen Tages am späten Nachmittag durch die Täler und Berge. Unter den Klängen der Ulmer Pionierkapelle wurde der Jubilar ins Gotteshaus geleitet, wo ein geistlicher Verwandter, Dekan Böhm aus Todtweis, die Festpredigt hielt. Ein beredter Mund benützte den seltenen Anlaß, über Leben und auch Zukunft nach dem Tode, unter Einreihung von Lebensschicksalen des Gefeierten, zu den vielen Andächtigen zu predigen. Dekan Häring-Donzdorf hielt das feierliche Amt und der Kirchenchor jubelte mit erstaunlicher Gewandtheit mit den Meßklängen von Dr. Faist ein Dank- und Loblied zum Himmel. Ein weihvoller Augenblick reihte sich dem Gottesdienst an: das Gedenken der Gefallenen am Erinnerungsmal; es galt auch dem verstorbenen geistlichen Sohne des Jubilars.

(Fortsetzung folgt.)

Heimatklänge.

Von Dionys Vogt, Schechingen.

Das letzte Tor gefallen * (Schechinger Tor).

Das Tor ist jetzt gefallen —
Ein Denkmal früh'rer Zeit.
Wohl schauten seine Hallen
Einst Ritterherrlichkeit.

Schon längst ist nun zerstoßen
Der Ritter Pracht und Glanz,
Doch hat das Tor umwoben
Von Sagen noch ein Kranz.

Wir wollen zwar nicht trauern
Um Ritter, Speer und Schild;
Doch geben seine Mauern
Aus jener Zeit ein Bild.

Drum will uns fast beschleichen
Bon Wehmut ein Gefühl,
Weil nun das Tor muß weichen
Dem stolzen Fortschrittsziel.

Für immer ist's verschwunden
Das alte, traute Tor;
Die Freiheit ist gefunden —
Jetzt blühe, Dorf, empor.

* Schechingen hatte einst 3 Tore. Das letzte wurde im Jahre 1908, trotz aller Bemühungen des damaligen Oberamtsvorstandes, daselbe zu erhalten, von der Gemeindevertretung als verkehrshinderlich zum Abbruch verurteilt, wobei die oben angeführten Verse entstanden sind.

Schriftleitung des Spion: Pfarrer Rammerer, Neubronn Post Aalen-Land.



Beilage zur Kocher-Zeitung und zum Härtsfelder Boten

Josef Köhle

Aus der Lebensgeschichte eines Jahrhundertschwaben.

Von Julius Baglen.

(Fortsetzung und Schluß.)

Die Musikkapelle füllte die Pause bis zum Mittagmahl durch ein Ständchen. Im „Löwensaal“ vereinigten sich sodann an die hundert Personen zum festlichen Mittagstisch. Eine Reihe offizieller Festredner benützte die Gelegenheit, ihre Wünsche zu überbringen. Kaplan Zell-Deggingen als derzeitiger Ortsgeistlicher gelobte treues Gedenken im ferneren Leben und auch über den Tod hinaus; Schultheiß Wiedmann überreichte mit freudigen Worten ein Geschenk der Gemeinde; Abgeordneter Köhle beglückwünschte im Namen der Württ. Zentrumspartei und dankte zugleich für die Dienste, die der geistliche Sohn seinerzeit als Bezirksleiter verrichtet.

Der Festzug gab ein Bild, welche Anteilnahme der ganze Bezirk an dem Feste nahm. Etwa 30 Fahnen marschierten im Zuge durch das Dorf. Ein ergreifend schönes Bild zeigten die weißgekleideten Schulmädchen, die in Tafelschriften mit bekannten Versen aufs menschliche Leben den Zweck des Festes eindringlich darlegten.

10 Jahr — ein Kind,
20 Jahre — jung gesinnt,
30 Jahre — wohlgetan,
40 Jahr — ein Mann,
50 Jahre — Stillestah'n,
60 Jahr — geht's Alter an,
70 Jahr — ein Greis,
80 Jahr — schneeweiß,
90 Jahre — Kinderspott,
100 Jahre — Gnad' bei Gott!

Nachdem auf dem Festplatz Vorstand Bühler die Teilnehmer begrüßt hatte, trat Hauptlehrer Gelder als Festredner ans Pult. Er hatte

schon durch Vorbereitung und Leitung des Festes gewandten und arbeitsfreudigen Sinn gezeigt, in der $\frac{3}{4}$ stündigen Ansprache trug er vollends den Festgedanken in die Herzen der großen Schar von Zuhörern. In äußerst gefälliger Form verstand er es, die geschichtlichen Geschehnisse des letzten Jahrhunderts zu verweben mit dem Lebenslaufe des Jubilars und er bezeichnete den feierlichen Tag als Ehrentag aller unserer Älten im weißen Haare. Reicher Beifall dankte dem Hauptredner. Hauptlehrer Gelder ist es auch, der als Regisseur hinter den Kulissen des Festes stand; dank seiner Leitung wurde der Tag zu einem wirklichen Fest, dessen glücklicher und schöner Verlauf ihm der schönste Lohn für seine große Mühe und Arbeit sei.

Eine stattliche Zahl von Gratulanten reihte sich nun an. Regierungsrat Meier-Geislingen konnte unter freudigem Beifall ein Handschreiben des Reichspräsidenten, ein Geschenk des Württ. Ministerpräsidenten und ebenfalls ein solches des Bezirksamtes überreichen. Dekan Häring-Donzdorf sprach im Namen der kirchlichen Behörden, Oberstleutnant Schuhmacher-Stuttgart als Vertreter des Bundespräsidentiums vom Württ. Kriegerbund; Bezirksnotar Zettler wünschte im Auftrag des Bezirkskriegerverbandes weiterhin Glück. Beide Redner bekräftigten ihre Worte durch wertvolle Gaben. Werkmeister Haug-Geislingen, selbst eine würdige, bejahrte Gestalt, überreichte einen reichgefüllten Korb im Namen der Altveteranen; ein Vertreter des Vereins der Württ. Landjägerbeamten freute sich des alten Kollegen und überbrachte Glückwunsch und Gabe der Nachfolger im Amte. Schultheiß Lang-Dewangen hatte sich als Vertreter der Heimatgemeinde eingefunden, Pfarrer Heberle-Erlenbach sprach im Auftrag der Stadt Horb. Ein Vertreter der Mauerwerke Oberndorf brachte dem alten Pförtner ebenfalls eine Ehrengabe zum Geburtstag und Pfarrer Hofelich-Unterböhringen überbrachte als Nachbarpfarrer und Freund des verstorbenen Sohnes herzliche Wünsche, auch von der anderen Konfession. Er bemerkte launig, daß zwei Knaben, die er unlängst gefragt habe, welches derzeit die bekanntesten Namen seien, einstimmig und auf einen Schlag geantwortet hätten: „dr Köhl ond dr Köhle.“ Eine frohgestimmte Schar von Festteilnehmern füllte noch lange den Platz. Die Gemeinde versammelte sich abends im Löwenaal zu einem Festbankett, woselbst bei Musik und froher Unterhaltung das seltene Fest zum glücklichen Abschluß gebracht wurde.

Viele Teilnehmer erwarben sich die Festschrift, die Hauptlehrer Gelder dem 100jährigen Schwaben gewidmet. Sie ist ein getreues Bild des Lebens des Jubilars und zeigt, wieviel Mühe und Arbeit, Sorgen und Kummer den Jahrhundertsmann von der Wiege bis ins Alter begleitet und vielleicht gestählt haben. Der Jubilar selbst war während des ganzen Tages bei bester Stimmung. Allüberall grüßte und dankte er und sein lebhaftes Auge erkannte immer den Gratulanten, der die Hand zum Gruß ihm drückte. So können wir die Hoffnung haben, es werde ihm gestattet sein, auch ins zweite Säkulum des Lebens noch einen erheblichen Schritt tun zu dürfen. Alles Gute!

Das Handschreiben Hindenburgs

Berlin, 20. August 28.

Der Reichspräsident

Zu Ihrem 100. Lebensjahr, das Sie heute vollenden, spreche ich Ihnen meine herzlichsten Glückwünsche aus.

Ich hoffe und wünsche, daß Ihnen auch weiterhin Gesundheit und Wohlergehen sowie ein gesegneter Lebensabend beschieden sein mögen.

Gleichzeitig lasse ich Ihnen zur Erinnerung an Ihren Ehrentag mein Bild anbei zugehen.

Mit freundlichem Gruß
von Hindenburg.

Das Glückwunschs schreiben des Staatspräsidenten

Der Staatspräsident
von Württemberg

Stuttgart, 6. August 1928.

Wie ich höre, dürfen Sie am 20. August ds. Js. Ihr 100. Lebensjahr vollenden. Zu diesem seltenen Feste, das zu erleben nur wenigen vergönnt ist, spreche ich Ihnen im Namen der Württembergischen Staatsregierung den herzlichsten Glückwunsch aus.

Gerne gedenke ich bei diesem Anlaß auch der treuen Dienste, die Sie 37 Jahre lang als Landjäger und Stationskommandant dem Württembergischen Staat geleistet haben. Sie sind stets ein gewissenhafter und besonders pfllichteifriger und tüchtiger Beamter gewesen und zeigen auch heute noch große Anhänglichkeit an das Landjägerkorps.

Ich freue mich, daß Sie bei ihrem hohen Alter körperlich und geistig noch so rüstig sind, und ich wünsche, daß Sie Ihren Ehrentag, von Ihren Mitbürgern allseits geehrt und geschätzt, an der Seite Ihrer treu für Sie sorgenden Tochter froh und festlich begehen dürfen. Möge Ihnen auch fernerhin ein freundlicher Lebensabend beschieden sein.

Als Ehrengabe der Württembergischen Regierung erhalten Sie eine kunstvoll gefertigte Tasse und Untertasse mit einer Widmung und dem Württembergischen Wappen versehen, ferner noch ein besonderes Geldgeschenk von 100 Mark.

Bolz.

Nachdem die Bogen des Festes verauscht waren, hat der Jubilar seinen Dankesgefühlen in einer Zuschrift an die Tagesblätter Ausdruck gegeben. Und zwar hat er diese Dankagung eigenhändig geschrieben und ganz selbständig verfaßt. Sie lautet:

Dankagung

Anläßlich meines 100. Jubelfestes durfte ich von allen Seiten aus nah und fern so viele liebe Aufmerksamkeiten erfahren, daß ich ergebenst bitten muß, meinen tiefgefühlten Dank auf diesem Wege zum Ausdruck bringen zu dürfen. Insbesondere danke ich den Kameraden vom hiesigen Militärverein, sowie Allen der hiesigen Gemeinde, die den schönen Jubeltag mit opfervoller Hingabe vorbereitet und

durchgeführt haben. Herzlichen Dank sage ich der hochwürdigen Geistlichkeit und dem hiesigen verehrl. Kirchenchor für die eindrucksvolle Feier des Festgottesdienstes. Nicht zuletzt danke ich den hochgeehrten Vertretern der staatlichen und kirchlichen Behörden, des Präsidiums des Württbg. Kriegerbundes und des Bezirkskriegerverbandes Geislingen, des Württbg. Landjägerkorps und des Vereins Württbg. Landjäger, der Württbg. Zentrumspartei und des Ulmer „Schwäb. Volksboten“, meiner Heimatgemeinde Dewangen und der Stadtgemeinden Horb und Oberndorf, der hiesigen und der Nachbargemeinde Unterböhringen, des Alt-Veteranen- und des Militär- und Veteranen-Vereins Geislingen für die wohltuenden Wünsche und Geschenke. Kameradschaftlich warmen Dank entbiete ich auch der erfreulich großen Zahl von auswärtigen Vereinen und Berufskollegen für ihr Erscheinen.

Die in allen Teilen so glänzend verlaufene Feier zählt zu den schönsten Erinnerungen meines ganzen langen Lebens. Allen nochmals ein herzliches „Vergelt's Gott!“

In alter Treue!

Josef Köhle

Stationskommandant a. D.

Reichenbach im Täle, 25. 8. 28.

* * *

Und welches ist nun die Lebenshaltung unseres begnadeten und verehrten Freundes, nachdem er über die Schwelle seines zweiten Jahrhunderts geschritten ist? Die Antwort auf diese Frage wird den geneigten Leser und die schöne Leserin doch sehr interessieren. Aus zuverlässiger Quelle erfahren wir folgendes:

Herr Josef Köhle steht im Sommer und auch jetzt noch spätestens um 6 Uhr auf. Ein eigentliches Mittagsschläfen macht er nicht. Er setzt sich nur etwas hin und nickt manchmal ein bißchen ein. Um 8 Uhr geht er gewöhnlich zu Bett, unter Umständen auch ein wenig später. Die bürgerliche Hausmannskost genießt er noch mit Vorliebe, aber wenig Fleisch, weil er's nimmer so gut beißen kann.

Den werktäglichen Gottesdienst besucht er nur in Ausnahmefällen, früher ging er fast täglich zur Kirche. Auch Sonntags kommt er nicht immer hin (es kommt eben darauf an, wie er sich morgens fühlt). Dann verrichtet er seine Gebete zu Hause.

Einen kleineren Spaziergang macht er fast jeden Tag, nur nicht bei ganz schlechtem Wetter. Nach Deggingen, eine halbe Stunde für gute Läufer, geht er manchmal hin und her, oder nach Aue Maria auch ungefähr eben so weit, aber meistens bergauf.

Die Zeitung liest er jeden Tag, für Politik hat er immer noch Interesse.

In Versammlungen geht er fast nie mehr, abends überhaupt nicht. Geraucht hat er nie viel.

Am Sonntag, den 27. Oktober 1929, dem Ernte- und Herbstankfest, hatte ich in Unterböhringen zu tun und benützte die Gelegenheit, den nun 101 jährigen Freund Köhle zu besuchen.

Grundloser Straßendreck betonierte meine Stiefel. In Reichenbach angekommen, war meine erste Frage an eine begegnende Frau: „Ist euer Köhle wohl daheim?“ „Wird schon sein,“ meinte sie, „bei dem Dreck. Wenn der Weg trocken wäre, ging der Josef vielleicht spazieren.“ Vor der Haustüre erfuhr ich, daß die Tochter Klara im Nachbarhaus ein Besüchlein mache. Man rief sie. Sofort erkannte mich das Fräulein. „Sie sind der Herr, der im fernändigen Jahr den Vater besucht hat.“ „Lebt euer Vater noch und geht es dem Alten wohl?“ „Ja, Herr B., er sitzt auf dem Sofa.“ Als sie die Zimmertüre öffnete, rief sie in die Stube hinein: „Vater, du kriegst Besuch!“ „Er soll nur hereinkommen,“ klang von drinnen. Bei meinem Eintritt stand der Patriarch auf. Erst erinnerte er sich nicht mehr meines Besuches. Dann aber entsann er sich. Ich wollte ihm ein Kompliment machen, als ich ihm erzählte, ein Freund von mir habe ihm vor einiger Zeit auf der Station Hausen in den Bahnwagen helfen wollen, er habe jedoch gesagt, er brauche keine Beihilfe, er komme allein hinauf. „Bitte mein Herr,“ unterbrach mich Köhle, „so hab ich auf keinen Fall gesagt. Vielmehr werd ich gesagt haben: ‚Danke, mein Herr, für Ihre Aufmerksamkeit. Aber ich bin gottlob noch allein imstand, in den Wagen zu steigen, danke vielmals.‘ Gute, alte Schule! Tochter Klara wollte sich an der Unterhaltung beteiligen. Aber der gestrenge Vater herrschte sie an: ‚Klara, du schweigst; wenn ich haben will, daß du redest, so erteile ich dir das Wort.‘ Klara lächelte und schwieg. Nach einer Weile wandte sich der Vater an die Tochter: ‚So, Klara, nun erteile ich dir das Wort.‘ „Du hast nun alles selbst gesagt,“ war die ablehnende Erwiderung.

Bevor ich Abschied nahm, mußte ich auf ein Blatt Papier meine Personalien schreiben, auch Tag und Stunde meines Besuches. Ich wollte erst ablehnen, so wichtig sei meine Wenigkeit doch nicht. Er aber bestand darauf und so schrieb ich den Rapport. Er grüßte noch vom Gangfenster auf die Straße herab.

Vier Wochen darauf ruhte er unterm Rasen.

Heimatklänge.

Von Dionys Vogt, Schödingen.

Das Schloß am Kocherrande. (Hohenstadt)

So hehr und mächtig steht ein Schloß
Hochoben am Kocherrande.
Von weiland Wolf und seinem Troß
Schickt's Grüße hinaus in die Lande.

Ist längst auch verstummt des Burgwächters Schall
Und sind auch verschwunden die Ritter jetzt all,
Hoch glänzt und schimmert ihr Wappen.
Das Schloß umgeben noch Türme und Tor.
Dran webet und ranket der Efeu empor;
Noch in dunkler Nacht rauschen die Knappen.

Dort waltet schon lange ein Rittergeschlecht
Gleich edel an Alter und Namen.
Sie nennen sich Adelmann mit Stolz und mit Recht.
Von Adelmannsfeld' sie kamen.

In des Schlosses prächtigem Rittersaal
Sind zu schauen die Ahnen allzumal. —
Hochedle und recke Gestalten. —
Würdige Männer für Kirche und Staat
Entsproßten alldort schon früh und spät
Bekannt durch ihr ritterlich Walten.

So nahe beim Schlosse steht innig und traut
Die Kirche mit mächtigem Turme;
Wilhelm von Adelmann hat sie erbaut.
Sie troget dem Wetter und Sturme.

Es ist ein so herrliches Gotteshaus;
Die Ritter gingen hier ein und aus,
Dem Höchsten die Ehre zu geben.
Auch unter der Kirche in stiller Gruft
Ruht so manch' Edler, bis der Herr ihn einst ruft
Zum neuen und ewigen Leben.

Es ziehen auch Pilger zum Hause des Herrn
Und füllen die heiligen Hallen,
Die noch frommgläubig aus nah und fern
Zu Sanft Patrizius wallen.

Aus dem edlen Geschlecht eine fromme Frau
Trug dies Bild herein über Feld und Au
Auf ihren so schwächlichen Armen.
Seitdem wird es allda verehrt.
Biel fromme Bitten, sie wurden erhört
Durch sein fürbittvolles Erbarmen.

Das Kleinod des Schlosses, ein duftend Geschmeid,
Sind des Gartens so kunstvolle Wege;
Verschlungen führen sie prächtig so weit
Durch Blumen und frisches Gehege.

Wie schimmert dem Grafen dort herrlich die Kron!
Die Vöglein singen im lieblichstem Ton.
Wo die Herzen dann wundersam sprechen,
Es blüht dort die Freude beim festlichem Glanz,
Man windet herzynig den bräutlichen Kranz
Wenn die Röslein der Liebe aufbrechen.

Gott der Allmächtige schützt diesen Ort,
Das Schloß und die Kirche zur Seiten,
Das hohe Geschlecht es blühe noch fort
Bis in die fernesten Zeiten.
Wohl kehren nicht wieder die Ritterturnier;

So schmückt Euch doch edel das gräflich' Panier
Um den Glanz der Ahnen zu mehren
Gleichwie in Eurem Wappen steht mächtig der Leu,
So schirmen und schützen und halten wir treu
Die gräfliche Krone in Ehren.

* * *

Zur Sommer Sonnenwende.

Jetzt kommt die schöne Sommerzeit
Mit ihrer Rosenpracht,
Doch lauern Dornen stichbereit,
Wo just ein Röslein lacht.

Wie herrlich prangt der Wiesenrund
Gleich einem Blumenmeer!
Der Mähder kommt in früher Stund
Und macht ihn öd und leer.

Durch Wald und Flur hallt Vogelsang,
Im Weizen Wachtelschlag.
Doch bald ertönt der Sichelklang
Und kürzer wird der Tag.

Ach Rosenzeit und Blumenzier
Sie eilen rasch dahin.
Drum singen mit den Vöglein wir,
Solang die Rosen blüh'n!

* * *

Die Mühle im Hag (Hof).

Noch steht aus alten Zeiten
Die Mühle tief im Hag,
Umrauscht vom Erlenbache
Begrüßt vom Drosselschlag.

Biel frische Bogelfehlen
Durchflöten Hof und Hain,
Und stolzer Eichen Kronen,
Die rauschen mächtig drein.

Dort war vor vielen Jahren
Die Mühle flott in Gang,
Belebt vom Räderspiele
Und Fahrknechts Schellenklang.

Dabei ein Mühlenweiher
Von grünem Schilf umsäumt.

Seerosen winken golden;
Der Mühlbach rauscht und schäumt.

Dort spielt an schönem Morgen
Des Müllers einzig Kind;
Ihm lächelten die Rosen
Wollts pflücken nun geschwind.

„Halt ein, du junges Leben,
Dir blüht ein Rosengrab.“
Die Nixen schmeichelnd fangen
Und zogens mit hinab.

Voll Schrecken und voll Jammer
Eilt Mutter und Gefind;
Der Müller rast' und rannte
Und schrie nach seinem Kind. —

Seitdem steht still die Mühle,
Ram nimmermehr in Gang;
Dahin sind Schilf und Rosen,
Dahin der Nixen Sang.

Des Weihers Damm durchbrochen;
Ganz trocken liegt sein Grund.
Und so ist's auch geblieben
Bis heut zu dieser Stund.

Doch geht in manchen Nächten
Der weiße Müller um.
Er ruft nach seinem Kinde;
Doch das bleibt ewig stumm.

Oft furt's wie Mühlenräder;
Oft klingt's wie Schellenklang,
Und frisches Müllerleben
Erschallt dem Hag entlang.

Doch wenn die Sterne bleichen,
Wird alles wieder still,
Bleibt nur des Mühlbachs Rauschen
Ein köstlich Hag-Idyll.



Beilage zur Roher-Zeitung und zum Härtsfelder Boten

Dinkelsbühl

Ein fränkisch-schwäbisches Schmuckkästlein.

So nannte ein bekannter Schriftsteller das tausendjährige Dinkelsbühl in einem Artikel des „Fränkischen Kurier“. Tatsächlich weiß man nicht, welcher Einschlag der bedeutendere ist, der schwäbische, da die Gegend in den ältesten Zeiten von Alemannen bewohnt war und Dinkelsbühl schon 1188 zum Hausgute des hohenstaufischen Kaisergeschlechts, später aber als Reichsstadt zum Schwäbischen Bund und Schwäbischen Kreis mit der Hauptstadt Ulm gehörte, oder der fränkische, denn fränkisch-thüringische Einwanderer nahmen nach der Völkerwanderung die Gegend in Besitz, vermischten sich mit den zurückgebliebenen Alemannen, und seit 1802 gehörte die Stadt mit kurzer Unterbrechung zum bayerischen Franken. Aber in der Bauart der Häuser und in der Mundart der Bewohner macht sich der schwäbische Einschlag heute noch stark bemerkbar, ein großer Teil des städtischen Waldbesitzes liegt im benachbarten Württemberg und mit den meisten Nachbarstädten dieses Landes pflegt Dinkelsbühl die freundschaftlichsten Beziehungen.

Wer diese schönen schwäbischen Nachbarstädte, z. B. Ellwangen, Aalen, Schwäb. Gmünd, von denen manche zum hohenstaufischen Franken gehörten, gesehen hat, der versäume auch nicht, dem nahen Dinkelsbühl einen Besuch abzustatten.

Nicht auf stolzer Bergeshöhe, wie ihre berühmte Schwesterstadt Rothenburg o. T., sondern im lieblichen, sanft ansteigendem Talgrunde gelegen, umfäumt von der träumerisch dahinfließenden Wörnitz und von breiten Teichen, zeigt die uralte Stadt heute noch das entschiedene Gepräge des deutschen Mittelalters, so echt und geschlossen, wie nicht leicht anderswo. Tausend Jahre sind verflossen, seit zum ersten Mal Wall und Graben um den besetzten Ort gezogen wurden. Tausend Jahre deutscher Geschichte mit all' ihren Kämpfen und Enttäuschungen, mit Kaiserpracht und Reichstadtherrlichkeit, Bürger-

zwist und Bruderstreit. Empor blühendes Bürgertum trogte alt-eingefessenem Patrizierstolz schon 1387 die Teilnahme am Stadtregiment ab, ließ unter einem kraftvollen und kunstliebenden Bürgermeister (Seiß Berlin) den hochragenden Hallendom erstehen, als Christoph Kolumbus daran ging, Amerika zu entdecken. Luthers Lehre erregte die Gemüter und riß die Geister auseinander, bis der unglückselige dreißigjährige Krieg der Stadt 8 Belagerungen brachte, zwei Drittel ihrer Einwohnerschaft und ihr ganzes Vermögen hinwegraffte und die Umgebung verwüstete. Vorher schon hatte sie als Mitglied des schwäbischen Städtebunds tapfer und treu an allen Kämpfen desselben teilgenommen. Aber trotz aller tiefen Wunden, die ihr in diesen und später im Erbfolge- und in den napoleonischen Kriegen geschlagen wurden, trotz des Verlustes der Reichsfreiheit im Jahre 1802, trotz gänzlicher Verarmung und Herabsinkens in Vergessenheit haben die Bewohner vermocht, das Erbe der Väter, die gotische Stadt in Treuen zu bewahren, so daß sie heute bewundert wird als ein Wahrzeichen längst vergangener Jahrhunderte.

Rings ist die stille mittelalterliche Stadt heute noch umschlossen von einem Mauerring mit einer Fülle mannigfach geformter Türme, vom hochaufragenden Luginsland, dem grünen Turm bis zum behäbigen Biedermeierturm im weltentlegenen Patriziergarten. Dieser eisenumwachsene Mauergürtel spiegelt sich häufig in stillen, dunklen Gewässern, auf denen die Seerosen blühen und weiße Schwäne ihre Furchen ziehen.

Ein schwäbischer Dichter (Robert Dehler) singt von ihr:

„Der Festungsgraben grün umwallt,
Die Türme stattlich, mannigfalt',
Bierschrötig der, nach Bergfrieds Art,
Der rund und schlank und hochgeart' —
An Zeiten, fehdelustig mild,
Ein friedliches Erinnerungsbild“

Mitten in der Stadt ist der malerische Marktplatz, eine Kreuzung uralter Heer- und Handelsstraßen, woraus die vier Hauptstraßen entstanden sind, zu denen sich köstliche Gassen und Gäßchen von allen Seiten drängen mit allerlei spitzgiebeligen und vorgekragten Häusern, die alle aus der gotischen Zeit stammen. Auch der Dom von St. Georg, der von 1444 bis 1499 erstand, und die schönste gotische Hallenkirche in Süddeutschland ist, steht auf dem Marktplatz. Massig erhebt er das wuchtige Dach über das Wirrsal der gotischen Giebel. Im Innern lichtdurchströmt, die drei gleich hohen Hallen getragen von 22 urmächtigen Bündelpfeilern ohne Kapital, zieht er des Gedankes Flug und des Herzens Drang im echt gotischen Sinne hinauf und vermittelt das Sehnen der Menschen nach göttlicher Höhe. Von den Häusern dieses einzigartig schönen Marktplatzes tritt neben manchen stattlichen besonders der Prachtbau des „deutschen Hauses“ hervor, das ursprünglich gotisch, im Jahre 1543 eine der schönsten Renaissance-Fassaden erhielt, die in deutschen Landen zu finden sind.

Unvergleichlich schön sind die Straßenbilder. Breit und behäbig ziehen sie sich durch die Rothenburger und Segringerstraße, umsäumt



von den hohen, nicht selten vorgekragten Bürgerhäusern, die alle ihre spitzen Giebel der Hauptstraße zuwenden. Ernst und würdig blickt das Schrannegebäude mit seinem Giebelschmuck auf den breiten Plan herab. Unten werden die Getreidekäufe abgeschlossen und oben ist der alte Stadtsaal, der schon viele Feste gesehen hat und alljährlich der Schauplatz des entzückenden Festspieles ist, das die Kenner den ältesten und besten des Landes gleichstellen. Da schreiten aus den doppelflügeligen Eichtüren die Bürgermeister und Rats Herrn des alten Stadtreiments heraus und können nicht einig werden, ob sie dem Kaiser die alte Reichsstadtreue bewahren, oder sich dem vor den Toren in Ueberzahl lagernden Schweden ergeben sollen. Ein schlichtes Bürgerkind, die Kinderlore entscheidet den Streit, indem sie ihre Lieblinge, die Kinder der Reichsstadt sammelt und mit ihnen dem schwedischen Sieger das Herz bewegt, daß er die Stadt vor Plünderung und Mord verschont.

Alljährlich am 3. Montag im Juli und dem vorausgehenden Sonntag bildet dieses sinnige teils im erwähnten altherwürdigen Schrannegebäude, teils auf dem malerischen Altrathausplatz von den Bürgern und den Kindern der Stadt dargestellte historische Festspiel den Mittelpunkt des uralten Heimatfestes der „Kinderzeche“.

Ein rechtes Dank- und Erinnerungsfest an die schwere Zeit des 30jährigen Krieges, als die Stadt nur mit Mühe und Not der Plünderung und Zerstörung entrann, ist die Kinderzeche der ruhende Punkt in der Erscheinungen Flucht, um den das Jahresleben in Dinkelsbühl kreist. Monatlang vorher üben die kleinen Stadtsoldaten und die Knaben, die der Kinderzechmusik angehören, um für das Fest gerüstet zu sein. Die Hausfrauen baden auf die Kinderzeche die schmachhaften „Schneckenmudeln“, die Kinder werden während des Festzuges mit der süßen „Kinderzechgucke“ beschenkt und am Schlusse spricht der kleine Oberst hoch zu Roß den alten Kinderzechspruch:

„Bernehmst ihr Leute groß und klein,
Was ich euch jetzt berichte!
Ich schenk' euch gute Märe ein
Aus unsrer Stadtgeschichte.

Man weiß ja wohl das schwere Jahr,
Da ließ es Gott geschehen,
Daß sie befreit ward aus Gefahr
Durch ihrer Kinder Flehen.

Der Feind stand dräuend vor dem Tor;
O weh', wer hilft uns Armen?
Da drang die Bitte an sein Ohr:
Hab doch mit uns Erbarmen!

Sieh hier der zarten Kinder Schar,
Wer soll uns speisen, tränken?
Willst du der Stadt, die uns gebär,
Nicht Gnad' und Frieden schenken? —

Da ward des Feindes Herz erweicht,
Das Schwert fuhr in die Scheide;
Viel Mutterherzen wurden leicht
Und alles ward voll Freude.

Des zum Gedächtnis feiert man
Dies Fest seit vielen Jahren,
Und stimmt dem ein Loblied an,
Der uns aus Kriegsgefahren
Errettet hat zu seiner Zeit
Durch Kindermundes Lallen;
Er lasse sich's voll Freundlichkeit
Auch heute wohlgefallen.

Er gebe uns ein frommes Herz
Und lehr' uns kühnlich treten
Vor ihn, in Freude wie in Schmerz
Für unsre Stadt zu beten.“

Nachmittags zieht das kleine Knabenbataillon mit klingendem Spiel auf den Schießwasen und wird dort von dem kleinen Oberst mit Speise und Trank regaliert: Die Kinderzeche! Das uralte Heimatfest ist der Bevölkerung tief ins Herz und Gemüt gedrungen und wer es von auswärts lebenden Dinkelsbühlern nur irgend möglich machen kann, der kehrt über die Tage der Kinderzeche in die Mauern der Heimatstadt zurück. Eine reiche Literatur in Prosa und Versen ist über das Fest entstanden und besonders Landesgerichtsrat Robert Dechsler in Ellwangen hat seiner Zeit in einem langen Gedicht die „erste Kinderzeche“ prächtig geschildert.

Zu diesem lieblichen und innigen Feste bildet die alte Stadt einen Rahmen, wie er nicht schöner gedacht werden kann. Und wer dem rauschenden Stadtfeste entfliehen will und sich nach friedvoller Einsamkeit sehnt, der schreitet in dem kühlen Stadtgarten, der aus den alten Stadtbefestigungen entstanden ist, in seinen Doppelgräben, auf dem trostigen Walle, um die mannigfachen Turm- und Mauerpartien, unter alten Linden um das Städtchen und entdeckt immer wieder reizvolle Einsamkeiten, die Auge und Herz erfreuen und die Nerven beruhigen. Oder er läßt sich im kühlen, nahen Flußbade den Leib von den weichen Wellen des Börnigflusses umspülen und begibt sich in die kaum $\frac{1}{2}$ Stunde entfernten Wälder mit den wohlgepflegten Wegen und erholt fern vom Lärm und Geräusch der Außenwelt Geist und Gemüt. Und wer ein Kunstfreund ist, der findet in der Stadt, in der alle Bauepochen vom romanischen bis zum Biedermeierstil vertreten sind, oder bei Ausflügen in benachbarte, der Außenwelt nur wenig bekannte Kunststätten, Kirchen und Klöster eine Fülle von Anregungen und macht stets neue Entdeckungen. Und so kann die alte Stadt, die man erst bei längerem Aufenthalt völlig kennen lernt, für Körper und Geist eine Erholung bieten, die sich nicht leicht wo anders bietet. Künstler und Gelehrte besuchen von jeher mit Vorliebe die tausendjährige Kulturstätte und einer der letztgenannten, der Biologe Dr. Raoul France hat ihr in warmer Dankbarkeit für jahrelang gewährte Gastfreundschaft ein reizendes Büchlein „der Weg der Kultur“ gewidmet.

An der uralten Heerstraße gelegen, die einst den Norden mit dem Süden verband und von Frankfurt über Würzburg, Rothenburg, Nördlingen und Augsburg nach Italien führte, wird sie in der letzten Zeit auch viel von Ausländern besucht, die hier wirklich finden, was sie in Deutschland suchen, die alte deutsche Kulturstätte, die geschlossene mittelalterliche Kleinstadt voll Schönheit und tiefem Frieden.

J. Greiner.

Dinkelsbühl.

Was Dichter und Schriftsteller von ihm sagen.

Von J. Greiner.

Du sanft hindämmernde Stadt,
Welch brennender Geist wohnte einst in dir!
Steil auflohte die Opferflamme deines Domes,
Des Himmels undurchdringliche Nächte zu spalten,
Da wuchsest du gewaltig und in dir
Der, den du suchtest — dein Gott.

Nun umspülen müde Wasser deine kohlenden Gebeine,
Schlingende Rosen spinnen dir ein duftendes Leichentuch,
Und stille Lämmerherden treiben
Wir pilgern vorüber, den Schein deiner sinkenden Glut im Angesicht.

(Anton Graf.)

O Dinkelsbühl, wie oft in deinem Schatten
Ruht' ich bei altersgrauer Türme Schar,
Wenn mir die Seele tiefbekümmert war
Und schwere Sorgen mich umlagert hatten.

Bei deinen See'n, bei deinen grünen Matten,
Ward mir die Seele wieder sonnenklar
Und trank den Lethe*, dem so wunderbar
Der Hopfen und das gold'ne Malz sich gatten.

Und still und fröhlich, wie in Walhalls Raum,
Schwand mir das Leben als ein süßer Traum,
Geschützt vor aller Stürme wilden Schauern.

O, diese Keller, schon am Vormittag
Erklingt des Anstichs wonnevoller Schlag,
Um spät bis in die Mitternacht zu dauern!
(Eduard Paulus.)

* * *

Ein grauer Mauerfranz, der schirmend sich
Im alten, tausendjähr'gen Kreise schlingt, —
Ein stiller Weiher, wo im Abendschein
In gold'ner Flut des Tages Bild erglänzt, —
Uralte Giebel, die in stiller Nacht
Noch flüstern von vergang'ner, großer Zeit, —
Verträumte Gassen, drin ein alter Bronn
Uns singt ein Lied am schwülen Sommertag, —
Ein hehrer Dom in ungeahnter Pracht,
Mit lichten Hallen wundervoll geziert,
Von dessen Turme her, so seltsam bang,
Die Glocken künden, daß es Abend ward,
Ein Graben, schwül und schwer von Blütenduft,
Von Linden, die im Sommerwinde wehn, —
— Sieh', das ist unser trautes Dinkelsbühl,
Ein Traum aus alter deutscher Herrlichkeit!
Und jedem, der da kommt und der es sieht,
Dem ist als trage er ein Feierkleid,
Und seine deutsche Seele jauchzt und singt
Und ist hier frei von aller Hast der Zeit.

(Anna Ludwig.)

* * *

Drei goldene Aehren schaukeln durch deine Sage,
Nicken dem Fremdling entgegen am breiten Tor,
Von blauen Märchen durchspinnen sind dir die Tage,
Das deutsche Gesicht grüßt aus jedem Winkel hervor.
Hier ist es aufgespart, das Erbe der Zeiten,
Und schreitet das Leben noch auf die alte Art;

* Lethe (griechisch) = ein Quell der Unterwelt, dessen Wasser Vergessenheit bewirkte.

Nichts ist verworren, nichts will vom andern sich scheiden
Gewesen ist alles — und alles ist Gegenwart.

Keine Mauer, die nicht beglänzt von Freude,
Und kein Haus, das nicht irgend im Lichte steht.
Und die Brunnen plaudern wie gestern, so heute;
Manche Gassen sind wie von Andacht durchweht.
Und die Glocken, wann immer sie künden die Stunde,
Tönen so groß, als wollten sie ewig sein;
Draußen die Türme, in weitgeschwungener Runde,
Leuchten wie Ritter ins wogende Kornland hinein.

(Karl Burkert.)

* * *

Sei, Stadt, du mir gebenedeit,
Versöhnend alt' und neue Zeit,
Der neuen öffnend Tor und Haus,
Warfst du die alte nicht hinaus;
Nicht hast du töricht selbst zerstört,
Was Feindeshand ließ unverfehrt.

(Robert Schuster.)

* * *

„Von allen Schätzen, die die Welt mir zeigte, den rauschenden
Wäldern und den Gebirgen, den sonnigen Küsten des Mittelmeers,
der erhabenen Stille der bleichen Wüsten und der sinnverwirrenden
Schönheiten Ceylons, den Urwäldern und den Prachtpalästen morgen-
ländischer Könige, dem ewigen Meer, der endlosen Steppe — nichts
von all diesen Herrlichkeiten griff je mir inniger ans Herz, als
Carolath und Dinkelsbühl.“

(Hans Fischer in der Biographie R. S. Francés.)

* * *

„Dinkelsbühl ist genau so vorbildlich für die deutsche Romantik
wie Toledo für die spanische.“

(R. Feuder in: „Das deutsche Bürgerhaus“.)

* * *

„Die alte Stadt hat mir ihr Geheimnis gesagt: Ich bin deshalb
so schön, so sinnvoll, so vollendet, weil die Menschen, die mich bauten,
demütig waren und sich so ganz untertan fühlten und hingegeben
dem ungeheuren Gesez der Welt, daß sie nichts anders wollten und
taten, als sich ihm fügen. Und dadurch gerieten sie und ihr Werk
in Harmonie mit dem Unendlichen — genau so, wie die Blume am
Bach, der dunkle Wald am Himmelsaum, der stille Stern, der mir
zu Häupten funkt, und alles, was schön ist und sinnvoll und voll-
endet auf der Welt.“

(R. S. Francés in: „Der Weg zur Kultur“.)

Bücherschau.

Der rührige historische Verein für Nördlingen und Umgebung hat vor kurzem sein 13., mit 9 Bildertafeln geschmücktes Jahrbuch für 1929 hinausgegeben, das in einer Reihe wertvoller Aufsätze Beiträge auch zur Geschichte unserer engeren Heimat im württembergischen Ries und seinem Vorland liefert. P. Paulus Weissenberger, Neresheim, zeichnet in seinem Beitrag anschauliche Bilder aus dem wirtschaftlichen Leben der Abtei Neresheim, der Schriftleiter des Spion berichtet auf Grund einer Handschrift der Stuttgarter Landesbibliothek und archivalischer Quellen über einen Aufenthalt A. S. Francke's im Ries (u. a. auch in Bopfingen) und Dr. Frickhinger schließt seine durch mehrere Jahrgänge sich hinziehende Abhandlung über die Stiftungen der Stadt Nördlingen ab, die für die Geschichte der benachbarten württembergischen Orte viel abwirft. Daneben berichtet Prof. Muzgnug über Rieser Kerbhölzer (nebst Abb.) und Dr. Frickhinger wie in früheren Jahren über vorgeschichtliche Funde und Grabungen im Ries unter Beigaben erläuternder Abbildungen. Der Band reiht sich mit seinem reichen Inhalt würdig den schon erschienenen zwölf früheren Bänden an. — Dasselbe gilt auch für das Schwäbische Heimatbuch 1930 von dem Bund für Heimatschutz in Württemberg und Hohenzollern. Die Arbeit dieses Bundes ist ja heute nötiger denn je im Zeitalter der Verdrängung der Landschaft — es sei nur erinnert an die heute übliche Verschandelung des Landschaftsbildes durch die Hochspannungsmasten und industriellen Bauten. Da ist es lehrreich zu sehen, wie solche bei der heutigen technischen Entwicklung wohl unvermeidlichen Eingriffe in die Schönheit der Landschaft doch zum größten Teil so vorgenommen werden können, daß berechnigte Interessen des Heimatschutzes nicht verletzt werden. Wie das gemacht werden kann, wird uns hier in Wort und Bild anschaulich vorgeführt. Der Bund für Heimatschutz, dessen Bestrebungen wir dankbar begrüßen und tunlichst fördern wollen, ist da auf dem Plan, um helfend, beratend und warnend die schlimmsten Verhunstungen zu verhüten und Wege zu künstlerischer Gestaltung von Natur und Landschaft, von Industrieanlagen und Wohnstätten zu zeigen. Auch das neue Jahrbuch weist darauf hin in Beiträgen wie dem von Prof. Schwenkel über Sinn und Ziel des Heimatschutzes, von P. S. über neue Form und Heimatschutz, von Prof. F. Behe über Amerikanismus in Deutschland und von Dr. ing. W. Lindner über Heimatschutz und Ingenieurbaukunst — dies nur einige Proben aus der reichen Fülle des stattlichen Bandes, dem eine große Anzahl lehrreicher sorgfältig ausgewählter Abbildungen beigegeben sind. Eine Chronik, Berichte und Bücherbesprechungen geben Kunde von der Arbeit, die auf diesem Gebiet geleistet wird. Wer es vermag, sollte diese Arbeit durch den geringen Jahresbeitrag von 5 RM. tunlichst unterstützen. Anmeldungen nimmt entgegen Fabrikant C. Rieger, Aalen, Turnstraße. Kammerer.

Schriftleitung des Spion: Pfarrer Kammerer, Neubronn Post Aalen-Land.



Beilage zur Kocher-Zeitung und zum Härtsfelder Boten

Bopfingen im Jahre 1796.

Mitgeteilt von J. Kammerer.

Vor 69 Jahren hat der damalige evangelische Stadtpfarrer von Bopfingen, Friedrich Richter, auf einer Versammlung des Neresheimer Altertumsvereins eine anziehende und eingehende Schilderung der Leiden gegeben, die das Kriegsjahr 1796 über Bopfingen gebracht hat. Das Büchlein, in welchem das Jahr darauf (1862) Richter neben einer kurzgefaßten Reformationsgeschichte der ehemaligen Reichsstadt auch diesen Vortrag veröffentlicht hat, ist heute vergriffen und kaum mehr bekannt; so wird es unsern Lesern willkommen sein, wenn wir diesen Bericht mit seiner anschaulichen Schilderung vergangener Drangsale hier zum Abdruck bringen.

Wir geben nun im folgenden Richter das Wort:

„Wir müssen, ehe wir über die ehemalige Reichsstadt Bopfingen einige Mitteilungen aus dem Schlusse des vorigen Jahrhunderts machen können, einen Blick auf Frankreich werfen, welches in jener Zeit die Völker Europas und namentlich unser Deutschland ins Gedränge brachte.

Die Lage der französischen Republik war im Jahr 1795, beim Anfang der Verwaltung des Direktoriums, dieser neu ernannten höchsten Staatsbehörde, nicht sehr günstig. Man kämpfte mit schweren Geldverlegenheiten; doch war man bald entschlossen, durch weitere kriegerische Unternehmungen sich Gold und Silber zu verschaffen. Im Landkrieg stand nur noch Oesterreich den Franzosen gegenüber, und nachdem Holland und Spanien für diese gewonnen, Preußen und das nördliche Deutschland zur Ruhe gebracht, und so die Grenzen Frankreichs im Norden und Westen geschützt waren, konnten die Streitkräfte mit verstärktem Nachdruck gegen Oesterreich gebraucht werden. Carnot entwarf den Plan zu einem neuen Feldzug, der die Heere der Republik in das Herz der österreichischen Monarchie führen sollte. Der aufstrebende einstige Erbe der Revolution, Bonaparte, wurde

Befehlshaber des italienischen Heeres und verhielt diesem Glück und Ruhm. Jourdan blieb an der Spitze des Sambre- und Maasheeres und Moreau, am Anfang der Revolution Artillerie-Capitän, unter Dumouriez bis zum General aufgestiegen, und bisher Befehlshaber der Nordarmee, erhielt das Kommando des Rhein- und Moselheeres.

In Deutschland wurde dieser Feldzug durch Jourdans Vortrab im Juni 1796 eröffnet. Als bald ging auch der so talentvolle Feldherr Moreau bei Straßburg über den Rhein (24. Juni), nahm Rehl ein, trieb die Oesterreicher, welche Erzherzog Karl, Kaiser Franz II. Bruder, ein jugendlicher Held, befehligte, in mehreren Treffen zurück (bei Renchen, Döbel und Cannstatt) und nötigte Württemberg (17. Juli) und Baden (25. Juli) vom Kriege abzulassen. Ein schmerzlicher Friede, der schweres Geld kostete.

Kühn und siegreich drang nun Jourdan gegen Böhmen, und Moreau gegen Bayern vor. Der letztere überschwemmte Schwaben und Bayern mit seinen Truppen. Es ging der Plan der beiden Generale dahin, sich zu vereinigen und gegen Wien vorzudringen, ein Plan, der freilich durch die Kriegskunst und den seltenen Mut des Erzherzogs Karl vereitelt wurde.

Aus dieser Zeit, als die Oesterreicher vor Moreau eine Zeit lang zurückwichen, um desto größere Streitkräfte an sich zu ziehen und Jourdan und Moreau endlich den Weg nach Frankreich zu zeigen, sind uns verschiedene Drangsale der guten alten Reichsstadt Bopfingen erzählt, auf deren Boden wir uns heute befinden.

Von den Stürmen, die damals in ihr selber oder um sie her gebraust, laßt uns Einiges vernehmen!

Im Juli 1796 kamen viele kaiserliche Packwagen hier durch. Namentlich den 27. des gedachten Monats rückte hier ein Feldspital von 500 Mann Kaiserlichen und etlichen Franzosen ein, den man fast nicht weiter bringen konnte, weil von den früheren Vorspannen das Zugvieh seit mehreren Wochen nicht wieder eingetroffen war. Den 1. und 2. August folgten etliche tausend Mann der schönsten, dem Ansehen nach unüberwindlichen Kavallerie. Sie nahmen ihren Weg über Aalen, Hülen, Ebnat, Baldhausen und Michelsfeld. Dieses wilde Heer verwüstete die Winterfrucht in der Markung unserer Stadt, insbesondere das Feld am Ipf. Auch verfolgten die Reiter im Fruchtfeld die Rehe und fingen sie lebendig. Es war dies um so empfindlicher, als ein schrecklicher Hagel der unerwartet reichen Ernte jenes Jahres großen Abbruch tat. Endlich aber rückte die Nachhut der Kaiserlichen an, wie es scheint, unter dem Major Uwoodina, vielleicht auch unter Generalmajor Canisius. Sie bestand aus Chevaulegers, Dragonern und Szekler Husaren. Diese Truppen kündigten ihren Sinn durch Ausschweifungen und Plünderungen an und saßen in und außer der Stadt Posto. Sie hausten namentlich sehr übel in den benachbarten Dörfern, zumeist in Aufhausen und Oberdorf. In Bopfingen kehrte übrigens bald die Ordnung zurück durch die Bemühungen einiger braven Offiziere. Es war dies um so erwünschter, da viele, durch das Unrecht der Kaiserlichen erbittert, sich herzlich nach den Franzosen sehnten und törichterweise

sich schmeickelten, unter ihren Fittigen die vielgepriesene Freiheit und Gleichheit zu gewinnen. Damals standen nämlich die Franzosen zwischen Bopfingen und Giengen, und ein Corps von etwa 5000 Mann machte sich auf, den Fürsten von Lichtenstein, der mit seinen Truppen zwischen Wallerstein und Goldburghausen Posto gefaßt, zu verdrängen.

Die Oesterreicher aber besetzten unter dem Kommando des Majors, der eine Abteilung Kavallerie und eine kleinere Abteilung Infanterie befehligte, die Tore von Bopfingen nebst dem Rathaus. Es war die Stadt damals noch mit einem starken Wall und zwei tiefen Gräben umgeben. Um die ganze Stadtmauer, welche acht Thürme aufzuweisen hatte, konnte man gehen, die Brücken aber ließen sich aufziehen. In südlicher und westlicher Richtung, auf dem Sandberg und auf den Anhöhen bei Oberdorf, stellten denn die Kaiserlichen ihre Vorposten auf. Nordöstlich an den Fuß des Ipf, wo die lange Wiese und die Roßwiese sind, lehnten sie ein großes Piket aus Reiterei und Fußvolk bestehend. Das größere Lager befand sich jedoch an einer Seitenanhöhe des Ipf, Schnittbühl genannt, wo der Feind, wenn er anrückte, wegen der mit dem Plaze zusammenhängenden Vertiefungen die Truppenzahl nicht so leicht bemerken konnte, während man über Kirchheim hin mit der nach Nördlingen ziehenden Armee des Erzherzogs Karl in der besten Verbindung stand. Diese Stellung blieb vom 3. bis 5. August dieselbe, und weil nun keine Magazine in der Nähe waren, so mußte die Stadt Bopfingen Speisen, Getränke, Futter, Stroh und Holz herbeischaffen. Der Rat und die Bürgerschaft sahen die Notwendigkeit solcher Hülfeleistung wohl ein, und man würde mit größerer Willfährigkeit das Aeußerste getan haben, wenn nur die Kaiserlichen ihren Mutwillen und ihre Zerstörungslust nicht an Gartenhäusern, Zäunen und Geländern um die Stadt her ausgelassen* und zu Einem Botengange oft sechs Männer verlangt hätten (z. B. nur nach Röttingen hinaus), so daß einmal nicht weniger als 46 an Einem Tage verwendet wurden, von groben Ungezogenheiten gegen das andere Geschlecht nichts zu sagen. Zudem kamen manche Diebstähle vor. Es wurden sogar Kannen in den Wirtschaftshäusern von den Herrn Soldaten entwendet.

Eine Veränderung verkündete indessen der 5. August. Am frühen Morgen lärmten die äußersten Posten mit Schießen ohne Unterlaß. Man merkte bald, daß immer größere Gefahr drohte. Es wurden auch die Oesterreicher von den ansprengenden französischen Husaren so übermannt, daß sie sich zurückziehen mußten. Dies geschah jedoch nicht in Eile, sondern sehr allmählich. Erst gegen 11 Uhr wurde der Sandberg den Franzosen ganz überlassen. Unter beständigem Feuern wichen sämtliche Feldwachen gegen die Stadt zurück. Obwohl sich jetzt die Kaiserlichen sehr tapfer verteidigten und das verammelte Tor von außen lange gegen die Scharen der roten und grünen Husaren behaupteten, so mußten sie doch endlich dem Feind

* Auch in Nördlingen war in jenen Tagen kein Zaun an den Gärten sicher; auch dort schlugen die österreichischen Truppen auf den Anhöhen um die Stadt in den Kornfeldern ihr Lager auf.

das hart bedrängte Bopfingen überlassen. Es war dies um so weniger zu vermeiden, als mehrere Bürger, durch die Schmeicheleien und die Drohungen des Feindes verleitet, zur Eröffnung des Tores behilflich waren. Sie hofften, es werde die Lage der Stadt auf solche Weise eine günstigere werden und beachteten nicht das Verfahren der Anstürmenden in der Nachbarschaft, in Aufhausen, Oberdorf oder Michelsfeld, wo sie dem Jäger 200 fl. an Geld und Geldeswert abgenommen hatten. Eingelassen jagten die Franzosen allererst durch die Gassen wie die Rasenden. Dann aber hielten sie auf dem Marktplatz an, wo sie den Magistrat der freien Reichsstadt versammelt fanden und von dem Syndikus Felig Buttersack (dem Vater des nachmaligen Stadtpfarrers) becomplimentirt wurden. Die französischen Offiziere nahmen auch die Bitte um Schonung der Stadt so wohlgefällig auf, daß sie dem Sprecher die Hände drückten und nur Gutes verhiessen. Es mag dabei ein hübsches Geschenk an Geld gegeben worden sein. Man erhielt, wiewohl etwas zu spät, eine Schutzwache, denn die Chasseurs waren schon in verschiedene Häuser eingefallen und hatten Geld und Geldeswert geraubt. Es wird erzählt, im Gasthaus zum Ochsen habe einer die Fenster eingeschlagen, dieser sei sodann in der Nähe der Krone von einem Kaiserlichen niedergeschossen worden. Das Pferd habe man nicht einfangen können; es sei zu den Franzosen zurückgekommen. Wurde jedoch später von den ausgeplünderten Bürgern die Schutzwache, welche aus einigen Husaren bestand, in ihrer Not herbeigeht, so zeigte diese keinen Ernst und konnte unter scheinbarem Schelten dem Räuber bedeuten, er solle machen, daß er fortkomme. Sie sah zu, wie auf der Straße einem um den andern die Schuhe abgezogen wurden und kam nur ungern und voll Ungeduld herbei, wenn sie mehrere Male zu Hilfe gerufen wurde. Großen Placereien soll insbesondere der arme Mann ausgesetzt gewesen sein, so lobenswert auch die Haltung der Bürgerschaft in jenen Tagen war. Mitunter bezahlten übrigens die Franzosen gut und konnten sich bei Einzelnen beliebt machen als die Oesterreicher. Der ehrsame Rat aber war genötigt, Tag und Nacht versammelt zu bleiben. So übel war man jetzt daran trotz des Händedrucks der Offiziere und ihrer Versprechungen.

Mittlerweile hatten sich die Kaiserlichen nach Kirchheim zurückgezogen. Dieser Umstand machte die Franzosen ganz tollkühn, und sie gedachten nicht Geringeres, als jene Hand voll Leute sammt und sonders aufzuheben. Sie mußten ja elende Feiglinge sein. Ohne alles Bedenken stürzten die Franzosen, als wären sie schon Sieger, haufenweise in's Dorf Kirchheim, und siehe da! kein Kaiserlicher ließ sich blicken. So drangen sie denn in das Kloster und in die Wirtschaftshäuser ein. Die Reiter saßen ab und wollten sich bald mit den Fußgängern recht gütlich tun. Bei Bürgermeister Möllen schmaukten die Husarenoffiziere, als ob es tiefer Friede wäre. Während ihres Jubels aber formirten die Kaiserlichen in der Stille zwei Linien und drohten sie durch Umgehung und namentlich durch einen Ausfall aus dem Wäldchen Osterholz, welches die französische Hize unbeachtet gelassen, in die Mitte zu nehmen. Was blieb also Anderes übrig,

als daß der Rest der französischen Mannschaft, welche noch im Anzuge war, retirirte und, weil die Gefahr sich mehrte, die Trinker und Schmauser den Oesterreichern überließ. Als diese zu feuern angingen, ging es unter den Franzosen an ein erschrockenes Laufen und Springen. Sie warfen alles von sich, was sie hinderte, Tornister und Gewehre. Gleichwohl sollen die Oesterreicher zwei bis dreihundert Gefangene gemacht haben. Erst am Fuße des Jpf sammelten sich die flüchtigen Franzosen wieder, welche von den Kaiserlichen bis dahin in einer Herde waren vorwärts getrieben worden. „Kaiserlik Spizbu!“ schrien sie jetzt und, wer noch ein Gewehr hatte, gab Feuer in wahrer Verzweiflung. Es schien übrigens mehr als eine Verstärkung anzurücken; eine Schwadron Husaren um die andere beteiligte sich am Kampfe. Allein sie vermochten dem Andrang ihrer Gegner nicht Stand zu halten, und als endlich mehrere Kanonen von den Oesterreichern aufgepflanzt wurden, während die Franzosen nur eine einzige herbeibringen konnten, entstand unter den letzteren eine schnelle und allgemeine Flucht. Sie wären auch von einem Detachement Kavallerie, das vom Osterholz her über die Eger geseht hatte, beinahe umgangen und eingeschlossen worden. Diese eilige Flucht der Franzmänner gereichte indessen unserem Bopfingen zum Vorteil. Man kam mit der bloßen Angst vor erneuerter Plünderung und Beschädigung davon. Zwar fielen in einige Häuser Haubitzgranaten, welche auf die von den Franzosen an die Stadt geführten Pulverwagen gehen sollten, aber sie zerplitterten bloß einiges Gebälk.

Von den Franzosen mußte jeder Reißaus nehmen, um den überall einbrechenden kaiserlichen Kavalleristen aus dem Gesicht zu kommen, welche es vorzüglich auf den gespickten Beutel des Feindes abgesehen hatten. Ein kaiserlicher Reiter brachte damals einen Gefangenen ein und führte ihn mitten in die Stadt. Hier aber wurde dem Flehenden, welcher seine volle Börse darbot, Pardon gegeben. Er konnte seines Weges gehen unter dem Wunsche: „Bruder leb wohl!“ Indessen kamen auch viele in Gefangenschaft in der Nähe der Stadt und mehr noch bei Aufhausen am Eingang in's Dorf, wo der Weg so enge war, daß er nicht viele Leute fassen konnte. Die Zahl der Gefallenen muß auf beiden Seiten nicht von Belang gewesen sein. Unerheblich war namentlich der Verlust der Oesterreicher, deren ungefähr 5 nach dem Treffen begraben wurden. Verwundete gab es natürlich in weit größerer Anzahl, insbesondere auf Seiten der Franzosen. Die Freude über diesen siegreichen Abend war auf jedem kaiserlichen Gesicht zu lesen. Die meisten, welche aus dem Streite zurückkehrten, äußerten diese ihre Freude mit behaglicher Selbstgefälligkeit und mit nicht geringem Herausstreichen der eigenen Tapferkeit. Sie erwarben sich jedoch als Sieger kein Lob in Bopfingen. Wie peinigten sie die Bürger, namentlich die Wirthe um Wein und Brantwein und um Speck und geräuchertes Fleisch! Ein Szeller Husar spannte den Hahnen auf den Bürgermeister und drang im Ratszimmer auf einige Magistratspersonen, die ihm nicht zu Willen waren, mit dem Säbel ein. Doch auf geschehene Anzeige bei dem Major erlangte die Stadt eine Genugthuung. Es durfte kein Husar mehr in die Stadt, oder

wurde er wenigstens von einem Dragoner begleitet, da diese sich besser hielten.

Vier Tage lang stunden jetzt die Franzosen und Oesterreicher einander gegenüber, ohne daß ein Teil den andern völlig aus dem Felde schlagen konnte. Die Stadt wurde auf einer Seite kaiserlich, auf der andern französisch. Aus dem einen Tor mußte man den Kaiserlichen, aus dem andern den Franzosen Speise und Trank zuführen. Da es jedoch außer dem Pitetschießen, das man schon gewöhnt war, ziemlich ruhig herging, so war man genötigt, in möglichster Eile gleich den Sonntag zur Erntearbeit zu benützen. Freilich ein eigentümliches Ernten! Was der Erste schnitt, band der Zweite alsbald zusammen, und der Dritte schleppte die Last auf dem Rücken nach Hause, weil das fremde Militär stets das Zugvieh in Anspruch nahm*. Daß von dem geschnittenen Korn den Pferden zu fressen gegeben wurde war ohnedies nicht zu verhindern.

(Schluß folgt.)

Dorf und Vorstadt bei Aulun.

H. Theurer

Aus einer der ältesten Urkunden über Aalen aus dem Jahr 1300 erfahren wir, daß früher bei der Stadt ein Weiler gelegen hat, zu welchem auch eine Mühle gehörte. Diese Urkunde ist in der Form eines Lehenbriefes abgefaßt, stellt jedoch in Wirklichkeit nur eine bedingte Verpachtung dar.

Der Maierhof im Weiler bei Aalen soll jährlich um 9 hallische Pfund Heller an eine gewisse Luitburgerin und an einen Remmlinger abgegeben werden. Doch soll diese Belehnung ungültig sein, falls die Roherburg wieder in die Hände der Reichsabtei Ellwangen kommt.

Das Kloster scheint demnach die Herrschaft Rothenburg schon früher besessen zu haben und die Neuerwerbung war jedenfalls das Resultat jahrelanger Erwägungen. Erst im Jahr 1317 gelang es jedoch der Reichsabtei sich durch Tausch in den Besitz der Burg zu setzen und dort das Burgamt Rothenburg einzurichten. Dadurch war das Kloster in der Lage, seine gültbaren Lehen besser auszunützen und einer Lehensentfremdung vorzubeugen.

Ueber den in dieser Urkunde bezeugten Weiler sind nun allerhand Kombinationen aufgestellt worden. In der Stadtbeschreibung von Aalen wird die Vermutung ausgesprochen, daß der Weiler von 1300 identisch ist mit dem Dorf aus der Urkunde Kaiser Wenzels aus dem Jahr 1386.

* Was das Militär der Stadt betrifft, so war dieses natürlich klein beisammen. Es bestand im Jahr 1796 aus 14 Mann, nämlich 1 Korporal, 1 Gefreiten und 12 Gemeinen. Diese Mannschaft gehörte zum marktgräflich badischen Kreisregiment. Ueber den Korporal mußte sich Hauptmann Venz in Rehl wegen elender Pflichtvergessenheit sehr beschweren. Die Gemeinen Engelhard und Grün dagegen bewiesen bei mehreren Gelegenheiten lobenswerten Mut.

In dieser Schrift wird bekanntlich „denen von Aulun“ befohlen: „sie sollen Eberhard von Württemberg ungehindert lassen bei seiner Bogtei zu Lauterburg, dazu Zinse und Güter aus dem Dorfe und der Vorstadt, von Mühlen und Badstuben und anderen Gütern gehören.“ Dieses Schriftstück enthält zweifellos einen Schreibfehler, indem es wohl heißen soll: „dazu Zinse und Gülten usw. gehören.“

Doch bleiben wir einmal bei der Urkunde von 1300.

In der Stadtbeschreibung wird folgerichtig die Lage des Weilers auf der Flur Oedenweiler angenommen. Diese Annahme kann durch einen Eintrag in den ellwangischen Lehenbüchern gestützt werden, woraus wie sogar den mutmaßlichen Namen, nämlich Langenhart erfahren.

Dieses Langenhart kam durch Schenkung im 12. bezw. 13. Jahrhundert an die Reichsabtei. Der Eintrag in das Gültbuch hat folgenden Wortlaut:

„uf dem Langenhart oberthalt Aulun lit ein wylerstat, daz ist allez wuest worden, daz ghohrt allez in das sankamt.“

Dieser Eintrag stammt aus dem Jahr 1388, also war der Weiler um diese Zeit bereits abgängig und die Annahme ist wohl nicht unberechtigt, daß er in der Fehde zwischen Kaiser Karl IV. und Eberhard von Württemberg bei der Belagerung von Aalen im Jahr 1360 zerstört wurde.

Die Lage des Weilers wird durch eine weitere Urkunde noch näher bestimmt. Blatt 59 b im Lehenbuch C vom Jahr 1423 besagt: „Jörg Weber von Röhlingen hat in tragerswyse ein bawmgarten vor der stat gelegen, da etwen das Dorf gewesen ist und heißt des florenzers gart.“

Die Bezeichnung „florenzers gart“ scheint nun allerdings nur in den ellwangischen Lehenbüchern ganz und gebe gewesen zu sein, in den alten Flurkarten ist er nirgends zu finden. Dagegen ist die Bezeichnung Amtmannsgarten noch allgemein im Gebrauch und da ein Wilhelm Florenzer in den Jahren 1393–1416 als Schultheiß und Amann in Aalen tätig war, so dürfte sich „florenzers gart“ mit dem heutigen Amtmannsgarten decken.

Damit wäre die Lage des Weilers ungefähr festgelegt und die Langenhart wäre vom Schlattwasen aufwärts bis zu den Schlattäckern am Grauleshof zu suchen.

Die ehemalige Waldweide (Hardt) wurde später abgeholzt und wurde dadurch zum Schlatt (Hau).

In den ellwangischen Lehenbüchern ist die alte Bezeichnung Langenhart jedoch noch längere Zeit beibehalten. Bei der Umwandlung der Reichsabtei in ein weltliches Chorherrnstift im Jahr 1460, findet sich im neu angelegten Gültbuch der Eintrag:

„Item 1 Pfund Heller uf der Langenhart gebent die scheffer (Schäfer).“

Die ganze Flur scheint also Weide gewesen zu sein. Der Flurname Langenhart ist längst vergessen, Schlatt aber ist geblieben.

Die Lage des Weilers wäre in der Stadtbeschreibung also richtig angegeben. Wenn dort jedoch die obere, sogenannte Tröglesmühle zu diesem Weiler gezählt wird, so ist dies abwegig. Die Mühle zum ehemaligen Weiler Langenhart kann nirgends anders als am Tausbach gesucht werden und zwar da, wo die ehemalige Ladenburgerische sogenannte Windmühle steht.

Auch sie ist auf einer Hardt, d. h. ehemaligen Waldweide gelegen, welche durch die Schafgärten mit der Langenhart in Verbindung standen. Da die Weide von Unterkochen, Himmlingen und Aalen früher gemeinschaftlich war, so darf man wohl annehmen, daß diese Flurteile dazu gehörten.

Und nun zum Dorf aus dem Schriftstück Kaiser Wenzels vom Jahr 1386.

In dieser Urkunde wird ausdrücklich von Dorf und Vorstadt, Mühlen und Badstuben gesprochen. Wie aus den ellwangischen Lehensbüchern hervorgeht, ist der Weiler Langenhart um diese Zeit abgegangen, vermutlich in der Fehde von 1360.

Aber selbst wenn er um diese Zeit noch gestanden hätte, so wäre es doch unmöglich gewesen, darin einige Mühlen und Badstuben unterzubringen. Der ganze Weiler kann sich höchstens aus einem oder zwei Höfen und einigen Schafhäusern zusammengesetzt haben.

Außer diesem Weiler läßt sich jedoch außerhalb der Stadtmauer, bzw. in nächster Nähe der Stadt keine andere Siedlung nachweisen; sie hätte sonst in besagter Fehde das Schicksal von Langenhart zu teilen gehabt und wäre keine Gelegenheit vorhanden gewesen im Jahr 1386 schon wieder von Dorf und Vorstadt zu reden. Spricht doch die Stadtbeschreibung selbst von ungarischen Horden, welche alles verwüsteten. Für Neubauten aber konnte die Stadt kein Geld aufwenden, da sie in dem kurzen Zeitraum von 17 Jahren zweimal verpfändet wurde und hart um die neu errungene Reichsfreiheit kämpfen mußte.

In der Urkunde von 1386 ist aber gar nicht gesagt, daß das Dorf zu Aalen gehöre oder vor dessen Tore liege. Es wird darin lediglich „denen von Aalen“ befohlen: „den Eberhard von Württemberg ungehindert zu lassen bei seiner Vogtei zu Lauterburg, dazu Zinse und Gülten aus Dorf und Vorstadt usw.“

Dieses Dorf ist also eher bei Lauterburg als bei Aalen zu suchen und da gibt es sonst keinen anderen Ort als Essingen. Dort gibt es Mühlen und gab auch ehemals etliche Badstuben und — so paradox dies auch bei einem Dorfe klingen mag — dort gibt es auch seit altersher eine Vorstadt. Diese Vorstadt mag wohl die Ursache gewesen sein, weshalb man das Dorf vor die Tore von Aalen legte.

Somit wäre also mit der Urkunde von 1300 der abgegangene Weiler Langenhart und die Tausbachmühle gemeint, während mit der Bezeichnung Dorf und Vorstadt in der Urkunde von 1386 Dorf und Vorstadt Essingen zu verstehen ist.

Für den abgegangenen Weiler entstand dann der Flurname Oedenweiler.

Schriftleitung des Spion: Pfarrer Kammerer, Neubronn Post Aalen-Land.



Beilage zur Kocher-Zeitung und zum Härtsfelder Boten

Bopfingen im Jahre 1796.

Mitgeteilt von J. Kammerer.

(Fortsetzung und Schluß.)

Vom 8. auf den 9. August zogen sich die Kaiserlichen ein wenig zurück, und die Franzosen rückten im nämlichen Verhältnis vor. Dadurch wurde die Stadt am 9ten wieder ganz französisch und hatte alles mögliche abzugeben: Bier, Branntwein, Brot, Fleisch, Tuch, Hüte, Schuhe, Tabak u. s. f. Zudem verlangte General Heudelet von Aufhausen aus, wo er sein Hauptquartier hatte, durch eine Ordonnanz, daß die Vorsteher der Stadt vor ihm erscheinen sollten. Diesen diktierte auch er eine unerschwingliche Lieferung von Mundvorräten und Futter und meldete auf den folgenden Tag das Hauptquartier an. Mit aller Anstrengung der Kräfte konnte man von der Bürgerschaft nicht mehr als 800 Pfund und von den Bäckern nicht über 3050 Pfund Brot erhalten. Das Fleisch aber lieferte man von mehreren in der Stadt geschlachteten Ochsen, wozu noch von andern Orten kam, was sich aufbringen ließ. Konnte übrigens auch nicht alles Verlangte herbeigeschafft werden, so waren die Kommissäre doch vorderhand zufrieden. Den folgenden Tag (10. Aug.) blieb das angesagte Hauptquartier nicht aus. Vor der Menge des Kriegsvolks und der Wagen konnte man kaum wandeln. Ein Teil der Truppen zog sich nach Nördlingen, wohin die Kaiserlichen ihren Weg genommen hatten; aber auch die Zurückbleibenden waren so zahlreich (es mögen 900 bis 1000 Mann gewesen sein), daß die Wirtshäuser und die Wohnungen der Bürger sie nicht fassen konnten. Zudem verursachte die Unterbringung der Pferde großes Ungemach. Sogar die Pfarrscheuer mußte eine Partie aufnehmen. Das Quartieramt wurde, wie man sich leicht denken kann, um Anweisung auf Wohnung und Kost jämmerlich abgemartert. Vergeblich richtete man an den General die Bitte, er möchte die Leute in ein Lager um die Stadt her verweisen. Er genoß keines Ansehens und hatte keinen Gehorsam zu erwarten.

Die Kavallerie-Offiziere, vom Geiste ihrer Republik beseelt, sagten laut, sie können fressen, was der General fresse; es gehöre ihnen, was man ihm vorsehe, und die Gemeinen sagten's diesen nach. Wie der General Heudelet nichts galt, sieht man aus folgendem Vorfall. Er verlangte Wein. Man war bereit, seinem Wunsche zu entsprechen, wenn er die Leute, welche den Wein bei einem benachbarten Händler holen sollten, mit einem Vorweis versehen würde. Dies tat er alsbald, und die Leute gingen ab. Kaum hatten sie aber eine Viertelstunde Wegs zurückgelegt, so wurden sie angehalten. Ihr Vorweis wurde zerrissen, und sie kamen um ihre Schuhe. Das Geld sollen sie versteckt und gerettet haben. Man führte sie nach ihrer Rückkehr vor den General und ließ sie selbst durch einen Dolmetscher Bericht erstatten. Schweigend sah jedoch der General vor sich hin, ließ die Leute stehen und wollte keinen Wein mehr. — Um den anspruchsvollen Gästen für gut gekochtes Essen zu sorgen, errichtete der Magistrat der Stadt eine Garfküche von größerem Umfang. Hier waltete eine tüchtige Frau, welche in ihrem Berufe von ihrer Schwester unterstützt wurde. Wenn nun unzufriedene Soldaten den Bürgern jezuweilen die Speisen auf den Rücken warfen und die Töpfe zerschmetterten, so wurden sie von ihrem Kommando an die Garfküche gewiesen. Man wehrte auf solche Weise weiteren Unordnungen in der von Truppen überfüllten kleinen Stadt, welche damals zwischen 13 und 1400 Ortsangehörige zählen mochte. Der folgende Morgen aber brachte die Oesterreicher wieder zurück. Sobald die herbeigesprengten Feldwachen ihren Abmarsch anzeigten, wurde die Trommel gerührt, gepackt, jeder Bündel aufgeschnallt, und so geschwind und so still wie möglich von einem Teil der Franzosen der Rückzug angetreten. Die Kommissäre strichen die Lieferungen an Schuhen, deren man hundert Paare abgeben mußte, an Brot und Fleisch u. s. f. noch eiligst ein, bezahlten mit falschen Scheinen und machten sich gleichfalls davon. Sie wendeten sich nach Aufhausen und Lauchheim. Unterdessen stellten sich die französischen Husaren den Kaiserlichen entgegen. Sie wagten aber nicht weit vorzurücken, weil die feindliche Reiterei sie zu überflügeln und ihre alten Posten wieder einzunehmen suchte. Als übrigens auf französischer Seite Verstärkungen eintrafen, wurden die Oesterreicher bald da, bald dort zurückgedrängt, und das Treffen blieb über 6 Stunden unentschieden. Endlich gab der Umstand den Ausschlag, daß die Kaiserlichen wieder eine größere Anzahl von Kanonen aufzubieten hatten als ihre Gegner, und diese von der feindlichen Kavallerie ihre Flanken bedroht sahen. Die Franzosen gaben das Fersengeld und setzten über Hecken und Zäune. Damit war ihnen freilich nicht geholfen. Sie fielen zu Duzenden in die Hände der Oesterreicher, wenn nicht hie und da einen fein wohlgepielter Beutel rettete. Es ist jedoch die Anzahl der Gefangenen sowie der Verwundeten und Todten nicht genau zu bestimmen. Nur eine unbedeutende Zahl von Todten blieb in der Stadtmarkung zurück. Vermutlich haben beide Teile weggeschafft, was sie wegbringen konnten.

Da das Treffen oder der Scharmügel bei guter Tageszeit vorüber war, so hatte die Stadt um so länger ihre Plagegeister. Kaiserliche

und französische Husaren sprengten daher und stießen oft in der Stadt so aneinander, daß einem auch nach der Hauptaktion bange werden konnte. Die Wirte waren ihres Lebens keinen Augenblick sicher, denn nach jedem Kampfe wollte der Sieger gelobt sein, und da mußte in der gänzlich ausgeleerten Stadt etwas herbeigeschafft werden, und wäre es nur gefärbtes Wasser gewesen. Zuletzt blieben der schwer geprißten Reichsstadt die Kaiserlichen allein. Aber wie gerne hätte ihnen jedermann ihren vorgeblichen Schutz geschenkt! Man hatte von diesen Beschützern, welche mitunter sehr betrunken waren, viele Mißhandlungen zu erdulden. Zum Glück brach die kaiserliche Armee von Nördlingen auf und befreite Bopfingen aus seiner Not. Auch die Franzosen verschonten jetzt das Städtchen, weil sie in der „großen Stadt“, nämlich in Nördlingen, Raum fanden. Von dort glaubten sie schnurgerade auf Wien losmarschieren zu können, wo jeder des „Gaisers Zopf“ zuerst erringen wollte. Größere und kleinere Einforderungen waren freilich noch nicht zu Ende. Dabei benahmen sich die Pikets sehr mutwillig. Sie schrieben den Braten und Salat vor, ließen sich Küchlein backen, leerten die Keller mit eigener Hand, neben dem, daß man ganze Wägen mit Bier zuführte, raubten Schafe und Schweine und hieben diese in ihrer Bülerei öfters lebendig zusammen. Erst das weitere Vordringen der französischen Truppen an der Donau befreite unser Bopfingen von diesen sauberen Gästen, wenn sie schon auch später Nachlieferungen bis Nördlingen oder Donauwörth mit aller Strenge verlangten.

Die kleine Reichsstadt Bopfingen, welche in früheren Zeiten schon höchst bedeutende Summen aufwenden mußte, hatte im Jahre 1796 wiederum gegen 43,000 fl. an ihre Freunde oder Feinde verloren. Kein Wunder, daß sie, mit einer Schuldenlast von 123,000 fl. beladen, im Jahr 1802 an Bayern und im Jahr 1810 an Württemberg kam, welcher letztere Staat 73,000 fl. davon übernahm.

Unter Württemberg hat sich die teure Stadt von ihren Drangsalen sichtlich erholt, und sie mag leicht den Verlust ihrer einstigen Reichs-unmittelbarkeit verschmerzen. Doch blickt sie nicht ungern zurück in ihre Vergangenheit und spricht von den Freuden und Leiden der Väter. Behüte sie Gott, der Herr, vor den Lasten des Krieges, oder helfe Er ihr durch, wenn ihre Söhne mit Deutschland gegen den Feind sich zu wehren hätten, der unter Moreau im Jahr 1796 in unser Vaterland und auch in diese Gauen eindrang, aber, von deutscher Kraft überwältigt, dahin zurückziehen mußte, von wo er gekommen.“

Von der Eisengießerei des ehemaligen Kgl. Württ. Hüttenamts Wasseralfingen.*

Von Prof. Dr.-Ing. C. Geiger, Esslingen.

* Der Zeitschrift „Die Gießerei“, herausgegeben vom Verein Deutscher Eisengießereien, Gießereiverband (1927, Nr. 23, Verlag Oldenbourg, München) entnehmen wir mit Zustimmung des Verfassers nachstehend die wesentlichen Teile eines für die württ. Wirtschaftsgeschichte sehr beachtenswerten Aufsatze.

Die Schriftleitung.

Alte Urkunden wissen zu berichten, daß in den oberen Tälern der Flüßchen Brenz und Kocher um die Mitte des 14. Jahrh. Eisensteine gegraben und „Eisenwert gemacht“ wurden. 100 Jahre später ging bereits ein reger, wenn auch wenig planmäßiger Bergbau auf Bohnerz um, und es blühte das Eisengewerbe. Igelberg, Heidenheim und Unterföcken waren die ältesten Eisenhütten der Gegend. Die Geschichte des heute noch bestehenden Eisenwerks Königsbronn an



Weitbrecht-Plöck. Mädchen am Apfelkorb, 53/40 cm.

dem dunkel umrahmten Brenzursprung reicht bis 1365 zurück. Sie alle sind durch die kaiserlichen Kriegsvölker, die nach der Schlacht bei Nördlingen (1634) die Gegend überfluteten, zerstört worden. Den Hochofen und die Hammerschmieden mit den zugehörigen Frischfeuern in Königsbronn baute 1651 Herzog Eberhard III. von Württemberg wieder auf, und die Werke wurden bald von großer Bedeutung für die württembergische Eisenindustrie in den folgenden Jahrhunderten. Um 1770 beschäftigte der Pächter Johann Georg Blezinger über 1000 Arbeiter, und 30000 Gulden an Abgaben wurden jährlich an die Herzogliche Rentkammer in Stuttgart abgeführt.

Auch an Stelle der anderen zerstörten Werke traten bald Neugründungen. 1668 begann der Fürstpropst von Ellwangen, Johann Christoph III. von Freiberg, auf eigenem Besitz zu Wasseralfingen in der Nähe des Braunerbergs, des reichsten Stufzuvorkommens der Gegend, mit dem Bau eines Hochofens. Die Wasser des Kochers bildeten die Betriebskraft für die schafledernen Blasebälge des kleinen Holzkohlenhochofens, der nach erfolgter kirchlicher Einsegnung im Februar 1671 das erste Eisen gab. Vermochten auch die Ellwanger Lande, nachdem kurz darauf ein zweiter Hochofen in Betrieb gekommen war, mit den Erzeugnissen des Werkes ihren gesamten Bedarf zu decken, so konnte man doch von einem geordneten, planmäßigen Gruben- und Hüttenbetrieb erst sprechen, als nach Aufhören der Selbstständigkeit der Fürstpropstei Ellwangen, gemäß dem Friedensvertrag von Luneville (1803), und Uebernahme des Werks durch den württ.

Staat Reformen vorgenommen wurden und 1811 an die Spitze des Werks und seiner 20 Mann starken Belegschaft der Mann gestellt wurde, dessen Name unsterblich mit der Geschichte der Ausnutzung der Hochofengichtgase verbunden ist, Wilhelm Faber du Faur. Seine langjährigen, mit außerordentlicher Beharrlichkeit durchgeführten Bemühungen, die Gichtgase der Wasseralfinger Holzkohlenhochofen und in Zeiten mißlicher Betriebsverhältnisse das von ihm zuerst hergestellte Generatorgas aus minderwertigen Kohlen und Torf nicht bloß zur Erwärmung des Hochofengebläsewindes, sondern auch zum Betrieb der Puddelöfen und der Schweißöfen zu verwenden, sind bekannt.

Faber du Faur hat aber auch aus der Masselgießerei, die er antraf, eine vollwertige Eisengießerei geschaffen, die an Mannigfaltigkeit und Güte ihrer Erzeugnisse bald mit jeder anderen Deutschlands wetteiferte. Unter seiner Amtsführung wurde 1823 ein feinsinniger schwäbischer Künstler, Konrad Weitbrecht, nach Wasseralfingen berufen, der in den wenigen Jahren seines dortigen Wirkens eine Reihe künstlerisch seiner Modelle schuf. Am bekanntesten sind seine Reliefs, mit denen in dem Geschmack der damaligen Zeit die Platten der gußeisernen Zimmeröfen geschmückt wurden, und die sich bis auf unsere Tage allgemeiner Beliebtheit erfreuten, den Namen des Werkes in die Lande hinaustrugen und eine beträchtliche Steigerung des Absatzes hervorriefen. Nach dem Tode Weitbrechts im Jahre 1836 arbeitete sein Schüler, der Modelleur Chr. Plöck, im Sinne des Meisters weiter. Man goß damals einzelne Platten zu Kochherden, ganze Plattenöfen, Rundöfen, Küchengeschirr, Maschinenteile, Wirtshausschilder, Gartenmöbel, Geländer, Grabdenkmäler, Bildsäulen und feine Sachen, wie Medaillons, Leuchter und Uhren. Zu den ältesten Stücken gehören die den Eingang zum Kgl. Neuen Schloß in



Chr. Plöck. Der Botenwagen, 62/24 cm.

Stuttgart schmückenden Wappentiere, Löwe und Hirsch samt Wappen, nach Modellen des Italieners Isopi. Zur Herstellung der Güsse hat der Formermeister Montigel fünf Jahre gebraucht (1814/19). Eine Reihe weiterer Kunstwerke in Wasseraalfinger Eisenguß zieren heute noch die schwäbische Hauptstadt und ihre Umgebung. Erwähnt seien nur die Kandelaber zum Schillerdenkmal (1841/47), die beiden großen Brunnen (1860/61) und der Musikpavillon auf dem Schloßplatz. Kapitäl, Reliefs und sonstige Verzierungen der Jubiläumssäule stammen zwar ebenfalls von Wasseraalfingen, sind aber in Bronze gegossen. Bekannt sind auch die in maurischem Stil gehaltenen, gußeisernen Gewächshäuser und der bedeckte Gang mit Pavillon aus dem gleichen Werkstoff, die König Wilhelm I. auf seinem Lustschloß Wilhelma bei Cannstatt errichtet hat (1842/43). Der größte Statuenguß Wasseraalfingens war ein Brunnen für die Stadt Lindau mit einem Neptunstandbild im Gewichte von 18 Zentnern (1839/40). Die Frage, wie weit diese teils ornamentalen, teils äußerst zarten Arbeiten vom modernen Kunstgewerbler als mit dem Charakter des Gußeisens als Werkstoff vereinbar angesehen werden können, mag hier nicht behandelt werden.

Nach Abberufung des Bergrats Faber du Faur anfangs der 1840er Jahre trat in der Gießerei eine Periode verhältnismäßiger Ruhe ein; man bemühte sich, durch Erweiterung des Hochofenbetriebs, durch Angliederung eines Walzwerks, einer mechanischen Werkstätte u. a. Wasseraalfingen zu einem gemischten Hüttenwerk auszubauen. Immerhin blieben neben Kunstguß Herd- und Ofenguß die wichtigsten Erzeugungsgebiete der Gießerei. Der hohe Phosphorgehalt des Wasseraalfinger Stufeszes verleiht dem daraus ohne weitere Zuschläge erblasenen Roheisen luxemburger Charakter, woraus erklärlich ist, daß verhältnismäßig wenig Maschinenguß erzeugt wurde. Man brachte zahlreiche neue Formen und Konstruktionen von Zimmeröfen auf, um dem Wettbewerb rheinischer und anderer Gießereien begegnen zu können. Auch eine Emailiererei für Ofen- und Topfguß wurde eingerichtet, der Guß von Gas- und Wasserleitungsröhren und von Eisenbahnbedarf aufgenommen. 1861 ging man von dem bisherigen Holzkohlenhochofenbetrieb auf den mit Koks über, und es mußten daher in der Gießerei mehrere Gießereischachtföfen aufgestellt werden.

Die allgemein werdende Verwendung von Flußstahl und der Wettbewerb der großen Eisenhüttenwerke mit ihrer Massenerzeugung an Thomas- und Siemens-Martin-Stahl trafen das auf Schweiß-eisendarstellung und Paketiervverfahren angewiesene Wasseraalfingen verhängnisvoll und rückten an Stelle des vorzugsweise gepflegten Walzwerkes wieder die Eisengießerei als wichtigstes Glied in der Kette der Gütererzeugung in den Vordergrund. Ungünstige wirtschaftliche Lage, mehrfacher Wechsel in der Oberleitung des Werkes infolge Uebertritts der fähigsten Köpfe in die Privatpraxis und Verweigerung der zur Modernisierung der Gießerei dringend nötigen staatlichen Mittel kennzeichnen die Zustände in den ersten Jahrzehnten nach dem 1870er Krieg; der Erfolg waren ertragnislose, selbst verlustreiche Jahre. Nur um den Landeskindern eine Verdienstmöglichkeit

zu geben, wurde der kostspielige Betrieb des Werkes aufrecht erhalten.

Bei der Massenfertigung der Wasseraalfinger Eisengießerei an Ofen- und Herdguß und verwandten Stücken konnte der Uebergang zum Formmaschinenbetrieb nicht ausbleiben, nachdem einmal in den achtziger Jahren brauchbare Formmaschinen für Hand- und Druckwasserantrieb aufgefunden waren und ihre Leistungsfähigkeit dargelegt hatten. Aber nur zögernd tat man diesen Schritt. Als 1894 Rudolf Ruß bei dem Hüttenwerk als Gießereingenieur eintrat, erkannte er sofort, daß die Besonderheit der Erzeugnisse Wasseraalfingens auch dafür besonders gebaute Formmaschinen bedingte, und es gelang ihm bereits im folgenden Jahre, den Bau von Formmaschinen eigener Konstruktion, zunächst nur für den Bedarf des Werkes, aufzunehmen. Es war dies die oberbaulose Wendeformmaschine für Druckwasserantrieb, später als normale Wasseraalfinger Maschine bekannt geworden. Da die Maschine kein Querschnitt besitzt, ist sie bequem zugänglich. Der bereits Jules Demogeot im Jahre 1881 geschätzte Gedanke, beide Seiten eines mit Formsand gefüllten Kastens mit Prägung zu versehen, also zweiseitig gepreßte Formen herzustellen, die nach beiden Seiten, als Formoberteil bzw. -unterteil, ausgenutzt werden können, ist zum erstenmal von R. Ruß 1899 durch ein brauchbares Formverfahren verwirklicht worden. Durch Anordnung eines durchlaufenden Angusses dabei ergab sich bekanntlich der Stapelguß. Für die praktische Durchführung des zweiseitigen Preßverfahrens machte Ruß einmal die bekannte Handabhebemaschine mit Kniehebel-pressung Hillerseidtscher Bauart dienstbar. Als besonders anpassungsfähig erwies sich aber die 1899 von Ruß eingeführte Drehtischformmaschine, die sowohl für Handbetrieb mit Kniehebel-pressung, als auch für Druckwasserantrieb gebaut wurde.

Gleich der Gesamtwirtschaft unseres Vaterlandes mußte nach dem Kriege auch Wasseraalfingen unter vollständig geänderten Bedingungen sich zu behaupten und weiter zu entwickeln suchen. Das Schergewicht der Fertigung des Werkes konnte auch fernerhin nur in den Erzeugnissen der Gießerei und der ihr angeschlossenen Abteilungen liegen. Im Frühjahr 1921 kam es zu einem Gesellschaftsvertrag zwischen dem württ. Staat und der Gute-Hoffnungshütte zu Oberhausen und zu der Gründung der „Schwäbische Hüttenwerke G. m. b. H. in Stuttgart“ mit dem Zweck der langfristigen Pachtung und des Betriebes der bisherigen staatlich württ. Hüttenwerke zu Wasseraalfingen mit Abtsgmünd, zu Friedrichstal bei Freudenstadt, Königsbrunn, Ludwigstal bei Tuttlingen und Wilhelmshütte bei Schussenried i. Oberschwaben, sowie der Ausbeutung der württ. Eisenerzlager im Schwäbischen Jura. Damit brach eine neue Periode der Geschichte Wasseraalfingens an. Der Gießereibetrieb erfuhr eine gründliche und zeitgemäße Umgestaltung, ohne daß aber das bisherige Fertigungsprogramm grundsätzlich geändert wurde. Neben Herd- und Ofenguß werden vornehmlich auch der neuzeitliche Kunstguß gepflegt, und neue Fertigungszweige sind aufgenommen worden. Auch in die mit der Eisengießerei verbundene Abteilung für Formmaschinenbau ist wieder frisches Leben eingezogen. Bereits auf der Gießereifachausstellung

zu München 1921 konnten die ersten Erfolge, darunter eine Rüttelformmaschine mit elektrischem Antrieb, vorgeführt werden. Die Bemühungen galten weiter der Bervollkommnung der durch Preßluft angetriebenen Rüttelformmaschine und in jüngsten Tagen der Anpassung der Drehtischmaschine an die Forderungen der gegenwärtigen Zeit durch Fahrbarmachung und Einrichten für Preßluftantrieb.

So haben auch hier deutsche Tatkraft und deutscher Unternehmungsgeist es verstanden, die nach dem unglücklichen Ausgang des Krieges uns in den Weg gelegten Schwierigkeiten zu überwinden. Glückauf zu weiterer erfolgreicher Arbeit!

Bücherschau.

Wir haben in diesen Blättern seinerzeit (März 1928) auf eine Veröffentlichung unseres Württembergischen Landesamts für Denkmalpflege hinweisen dürfen, die einen allgemein empfundenen Wunsch erfüllte. Dem ersten Teil dieses Werkes „Die Römer in Württemberg“, der auf Grund der bisherigen Forschung die Geschichte der Besetzung des römischen Württemberg darstellte, ist nun der zweite Teil gefolgt, der über die Straßen und Wehranlagen des römischen Württemberg berichtet. Dieser Band ist die letzte größere wissenschaftliche Arbeit des um die Erforschung der Vorgeschichte Württembergs hochverdienten Forschers, des am 26. Okt. 1929 verstorbenen Professors Friedrich Hertlein. Unermüdlich in der Erkundung der Straßenzüge, die sich ihm beim Studium alter Karten ergeben hatten, war er, wie kaum ein zweiter, berufen, dieses Buch zu schreiben, das bei sorgfältigster Verwertung alles dessen, was von andern erarbeitet war, volle Selbständigkeit der Anschauungen verrät, die in vielem zu bemerkenswerten Ergebnissen gelangt. Der Herausgeber des Gesamtwerkes, Prof. Dr. Gößler, hat die hinterlassene Handschrift für den Druck bearbeitet. Dem stattlichen 313 Seiten starken Band ist eine sehr wertvolle archäologische Karte der Nordhälfte Württembergs im Maßstab 1:200000 beigegeben, auf der die Lage der größeren und kleineren Kastelle, der Feldwachen und Wachthäuser, der Lauf der Militärstraßen und des Limes, und die Fundorte von Bauten und Münzen aus römischer Zeit eingetragen sind. Den Text begleiten ferner 41 Textabbildungen und 12 Kunstdrucktafeln. Für die Geschichte unserer engeren Heimat wirkt auch dieser Band viel ab. Eingehend wird die Lage der römischen Straßen und der römischen Wehranlagen unseres Bezirks unter Beigabe von Plänen beschrieben unter sorgsamster Verwertung der Einzelergebnisse der bisherigen Forschung. Wie uns mitgeteilt wird, sind die Vorarbeiten für den noch ausstehenden dritten Teil, der die bürgerliche Besiedelung behandeln wird, so weit vorgeschritten, daß das Werk wohl in Jahresfrist spätestens erscheinen wird. Wir behalten uns vor, nach Abschluß des ganzen Werkes nochmals auf diese wertvolle Veröffentlichung zurückzukommen. Freunde der Heimatgeschichte seien auf diese Gabe nachdrücklich hingewiesen. (Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart; Preis brosch. 11 RM.)

Kammerer.

Schriftleitung des Spion: Pfarrer Kammerer, Neubronn Post Aalen-Land.



Beilage zur Kocher-Zeitung und zum Härtsfelder Boten

Von Freiheit und Vaterland.

Und es sind elende und kalte Klügler aufgestanden in diesen Tagen, die sprechen in der Nichtigkeit ihrer Herzen: Vaterland und Freiheit, leere Namen ohne Sinn, schöne Klänge, womit man die Einfältigen betört! Wo es dem Menschen wohlgeht, da ist sein Vaterland, wo er am wenigsten geplagt wird, da blüht seine Freiheit.

Diese sind wie die dummen Tiere nur auf den Bauch und auf seine Gelüste gerichtet und vernehmen nichts von dem Wehen des himmlischen Geistes. Sie grasen wie das Vieh nur die Speise des Tages, und was ihnen Wollust bringt, deucht ihnen das Einziggewisse. Darum heßt Lüge in ihrem eitlem Geschwätz, und die Strafe der Lüge brütet aus ihren Lehren. Auch ein Tier liebet; solche Menschen aber lieben nicht, die Gottes Ebenbild und das Siegel der göttlichen Bernunft nur äußerlich tragen.

Der Mensch aber soll lieben bis in den Tod und von seiner Liebe nimmer lassen noch scheiden. Das kann kein Tier, weil es leicht vergiffet, und kein tierischer Mensch, weil ihm Genuß nur behagt.

Darum, o Mensch, hast du ein Vaterland, ein heiliges Land, ein geliebtes Land, eine Erde, wonach deine Sehnsucht ewig dichtet und trachtet.

Wo dir Gottes Sonne zuerst schien, wo dir die Sterne des Himmels zuerst leuchteten, wo seine Blitze dir zuerst seine Allmacht offenbarten und seine Sturmwinde dir mit heiligen Schrecken durch die Seele brauseten, da ist deine Liebe, da ist dein Vaterland.

Wo das erste Menschaug sich liebend über deine Wiege neigte, wo deine Mutter dich zuerst mit Freuden auf dem Schoße trug und

dein Vater dir die Lehren der Weisheit ins Herz grub, da ist deine Liebe, da ist dein Vaterland.

Und seien es kahle Felsen und öde Inseln, und wohne Armut und Mühe dort mit dir, du mußt das Land ewig lieb haben; denn du bist ein Mensch und sollst nicht vergessen, sondern behalten in deinem Herzen.

Auch ist die Freiheit kein leerer Traum und kein wüster Wahn, sondern in ihr lebt dein Mut und dein Stolz und die Gewißheit, daß du vom Himmel stammest.

Da ist Freiheit, wo du leben darfst, wie es dem tapferen Herzen gefällt; wo du in den Sitten und Weisen und Gesetzen deiner Väter leben darfst; wo dich beglückt, was schon deinen Ureltervater beglückte; wo keine fremden Herren über dich gebieten und keine fremden Treiber dich treiben, wie man das Vieh mit dem Stecken treibt.

Dieses Vaterland und diese Freiheit sind das Allerheiligste auf Erden, ein Schatz, der eine unendliche Liebe und Treue in sich verschließt, das edelste Gut, was ein guter Mensch auf Erden besitzt und zu besitzen begehrt.

Darum auch sind sie gemeinen Seelen ein Wahn und eine Torheit allen, die für den Augenblick leben. Aber die tapfern heben sie zum Himmel empor und wirken Wunder in dem Herzen der Einfältigen.

Auf denn, redlicher Deutscher! Bete täglich zu Gott, daß er dir das Herz mit Stärke fülle und deine Seele entflamme mit Zuversicht und Mut. Daß keine Liebe dir heiliger sei als die Liebe des Vaterlandes und keine Freude dir süßer als die Freude der Freiheit. Damit du wiedergewinnest, worum dich Verräter betrogen, und mit Blut erwerbest, was Lören versäumten.

Denn der Sklav ist ein listiges und geiziges Tier, und der Mensch ohne Vaterland der unseligste von allen.

Ernst Moriz Arndt.

Eine Dorfordnung von Essingen aus dem Jahre 1554.

Von J. Kammerer.

Der Vorstand des Stuttgarter Staatsarchivs, Geheimrat Dr. F. Winterlin, hat in der städtischen Sammlung württembergischer ländlicher Rechtsquellen, mit deren Herausgabe ihn die württ. Kommission für Landesgeschichte beauftragte, im ersten Bande auf S. 512 ff., eine Gemeindeordnung von Essingen aus dem Jahre 1649 nach

einer Handschrift der Gemeinderegistratur veröffentlicht. Die in den Eingangsworten dieser umfangreichen Ordnung erwähnte frühere Ordnung aus dem Jahre 1554, die bei der Veröffentlichung Winterlins im Jahre 1910 als verschollen gelten mußte, konnte bei der Neuordnung des freiherrlich von wöllwarthischen Familienarchivs wieder aufgefunden werden. Mit freundlicher Genehmigung der freiherrlichen Familie dürfen wir im folgenden diese Ordnung nach dem Original an dieser Stelle zum Abdruck bringen. Sie gibt ein anschauliches Bild von den wirtschaftlichen Verhältnissen einer Dorfgemeinde um die Mitte des 16. Jahrhunderts. Zum Verständnis der Ordnung sei auf die Abhandlung des Verfassers in diesen Blättern („aus alten Zeiten“ Nov. 1924 — Jan. 1925) hingewiesen.

*

*

*

1554.

Hernachfolgend articul hat der edl und vest Hanns Conrath von Wellwarth zue Lautterburg etc. als ober- und dorfherr zue Essingen uff notwendiger ursach und von wegen gemelts flecken nuß und wolart in beisein eins gerichts und der vierleut* daselbst yezigen und allen nachkommenen schulthaißen bevolchen, einer gmaind jährlichen uff montag nach pfingsten zu verkünden, auch alle und jede ubertreter nach gestalt irs verbrechens in allen articeln einverleipt yedesmal unnachleßlich zustrafen und niemandts zuverschonen, doch mit dem vorbehalt, sollichs zue mindern, meren oder gar abzuethun. Actum den 22 tag Jullius anno 54.

Daß keiner one der herrschaft erlaubnuß sich in Krieg begeben.

Erstlich soll sich keiner in krieg oder sonst ausserhalb lands bestellen noch annemen lassen one der herrschaft vorwissen und willen bei der herrschaft höchsten straf.

31 mann zu brunsten erwöhlt.

Item es sollen alle jar uff pfingsten ein und dreißig man gewelt werden wann es brennt usserhalb fleckens, das sy zue und hinauff loffen und helfen retten, beleiben aber dero ainer oder mer, one beweglich ursach, dahaim, die sollen nach gestalt der sach und der herrschaft erkantnuß gestraft werden, die andern, damit dannoch (ob sich etwas zuetriege) leut im flecken weren, sollen auch bei der herrschaft straf dahaim bleiben.

Mit juden zu handeln verboten.

Item es soll kainer mit den juden, weder wenig noch viel, es sey mit kauffen, thauschen, entlehen, noch in all ander weg, nichs zue schaffen haben, bey der herrschaft hechten straf an leyb und gut.

Feuhrleitern und haggern.

Item es soll im ganzen flecken ain yeder baur ain laittern jaines

* Vierer: Gemeindecant, öfters als Führrer mißverstanden und so geschrieben.

hauß hoch und ain feuerhachhen mit zwei ringen und ain soldner* ain handthaggen und ain laittern seins hauß hoch haben. Welcher baur oder soldner der obgeschribnen stuch ains oder gar kains nit hette, soll alle jar so oft mans besicht, umb 1 gulden gestraft werden.

Bezahlung des burgerrechts.

Item wan einer herein ziehen will, so soll er der herschaft ain pfundt heller, und der gmaind ains geben.

One vorwissen kein haußgenossen zu haben.**

Item es soll keiner keinen haußgnoss bei im haben on der herschaft wisen und willen bei straf 10 fl.

Bettler langer nit dann yber nacht zu herbergen.

Item es soll keiner kein bettler lenger dan über nacht behalten bei straf zwayer gulden.

Wirtshäuser nach 9 Ur verboten.

Item die wiert sollen kein burger oder inwoner über neun uhr in iren heußern zechen oder spielen lassen, so aber sollichs ge*** geschehe, soll der wiert jedes mal umb 2 gulden und der spiler oder zecher yeder umb 1 gulden gestraft werden. Wurde auch einer nach gemelter zeit mit juchtsge oder in ander weg ungepurlich uf der gassen sich halten, soll auch jedes mal umb 1 fl gestraft werden.

Welcher schenken will, sols ein jahr treiben.

Item so ein wiert den wein, so er im keller hat liegen, uff schencht, er andern einleget und gar kein mer hette, soll jedes mal umb 2 fl gestraft werden und welcher nun hinsuro mer wein schencken will, der sols ein ganz jar treiben bei straf der herschaft 1 fl und der gmaind 5 schilling.

Müllen, korn- undt wein mess beschawen.

Item man soll alle jar und im jar, so ofts die noturft erfordert, herumb gaun, die millina, meß und maßteppf zu besehen und bei welchem ains ungerecht gefunden, sollen sie der herschaft zugestellt und nach irem verdienen gestraft werden.

Beckenordnung.

Item den becken soll man ain gwidt machen wie schwer sye das brot backen sollen und den wirtten verkünden, daß sy von kaimem uffwendigen beken brot kaufen, dan was er denselbigen tag bey ime verzert hette, und so oft die becken nit des gmachten gwidts schwer biechen, auch die wirtt anderst dan wie obtet, von frembden becken brot kaufen wurden, soll dan yeder so oft ers uberfert, umb 1 fl

* Seldner sind Kleinbauern, mitunter auch Leute, die nur einen Sitz, nicht ein Eigentum in der Gemeinde haben. Das Wort Seldner kommt von dem mittelhochdeutschen selde-Wohnung, Obdach.

** Neben den Bauern und Seldner gab es noch Beisassen; war ihnen von den Haus- und Hofbesitzern in ihren Häusern oder Nebengebäuden eine Wohnung angewiesen, so hießen sie auch Hausgenossen oder Hintersassen.

*** ge: wohl - je.

gestraft werden, es were dann, das die wirt beweisen findten, das die einheimischen becken kain brot gehapt hetten.

Vom gemein leuten undt auffbleiben.

Item wann man der gmaind* leut und ain die glockh ergreift und nit zue einer gmaindt kompt, ist die straf der herschaft 1 fl und der gmaind 5 schilling.

Vom fluchen und schwern.

Item welcher freyenlich schwert und gott lestert, also schwert funf wunden, craft und macht und sonst ander dergleichen schwier, der wüert jedesmals von der herschaft nach seinem übertretten un-nachleslich gestraft werden.

Von den wachten.

Item die Bierer sollen in sonderhait ob dem wachen halten, damit sy recht wachen; dan wan einer nach neun uhren unburlicher weiß funden wurd, so sollen sy in bei dem ayd, so sy geschworn, der herschaft uberantworten.

Der wechter.

Item die wechter, wann sy uf die wacht, desgleichen zue mittnacht ab der wacht gan wollen, sollen sy sich dem schulthaisen oder so derselbig nit vorhanden den vierleiten anzaigen bei straf der herschaft 1 fl und der gmaind 5 schilling.

Feuerschauer.

Item wan die feur schauer umgangen und etwas schedliches sehen, so sollen sy bieten, das mans hinweg thue, und wan sy wider kumen und find es nit hinweg gethan, so ist die straf der herschaft 1 fl und der gmaind 5 schilling; sollen auch sehen, das ein jedes in seinem hauß ein stürz über das feuer und ein zimliche grosse gelte voll wasser hab.

Vom einkükhen, backen undt feuhr holen.

Item wan eine backen will, so mag sy einkükhen wan man den tag kent und soll kein kolen in kein hauß tragen man sols vor wol besehen und wan aine ein feur holen will, so soll sy ein hafes darzu nemen bei straf der herschaft 1 fl und der gmaind 5 schilling.

Vom Dehrholz.**

Item man soll auch kein derholz einlegen zue morgen vor dem awa maria und zue nachts darnach; man soll auch uf ein mal nit mer dann drey scheitter einlegen bei straf der herschaft 1 fl und der gmaind 5 schilling.

Von brechen undt hehlen.

Item man soll auch bei der nacht nichts brechen, doch des tags zwischen den zwanyen awa maria mögen sy hehlen, wo man aber

* Gemeindeversammlung.

** Dürholz.

werckh vor und nach dem ava maria wiert finden, ist die straf der herschaft 1 fl und der gmaind 5 schilling.

Von brech- undt schweng aglen.

Item wan man schwingt oder prechet bei den weren, so soll man die agla* fur die weren zu des schwalben ackher uff den wasen hinauff tragen nnd alda verprennen auch bei obgemelter straf.

Bom aglen verbrennen.

Item im ndern dorf sol man die agla zu den lücken wie man gen Roden hinauf geet und im obern dorf bei des Scheitrings Ihenlvs hauff zue des Scheffpeters ackher tragen und daselbst bei obgemelter straf verprennen.

Kein gemilb** uff die gassen schiten.

Item es soll niemants kein gnilb, escherigs oder nichts anders uff die gassen schiten, weder auff den heusern noch uff den gerten, sondern soll es uff den mist tragen bei straf der herschaft 1 fl und der gmaind 5 schilling.

Uff den trögen undt casten nit waschen.

Item es sol fürohin niemandts ob den tregen, festen waschen, auch nichts darein stossen noch schwendchen bei straf der herschaft 1 fl und der gmaind 5 schilling.

One vorwissen der herschaft keine eigene stück zu verkaufen.

Item es soll keiner kain eigen gut es sey wisen oder ackher ändern, kouffen, verkaufen on der herschaft wisen und willen bei der herschaft höchsten straf.

Bom dung verkaufen.

Item welcher ein gut hat, das ackher in hat, der sol kein mist verkaufen, sondern soll seine ecker selbst damit dungen und nit vor dem hauff ligen lassen, darzue soll auch kainer kein stro oder hew weder ganz noch halb tagwerks uff dem flecken verkaufen bei straf zwanyen gulden.

Daß keiner keinen ackher oder wisen hinleihen [sol].

Item es sol keiner kainen ackher on der herschaft oder der ampt-leut wisen und willen hinleihen bei straf zwayer fl.

Keinen ackher zu wisen ohne erlaubt ligen lassen.

Item es soll keiner kein ackher zu albstetten oder herunten in veldern on der herschaft wisen ligen lassen bei straf der herschaft zwayer fl.

Item man soll nun hiefür alle Jar uff albstetten und umb die berg pferich schlagen, wy es an andern orten der brauch ist, und kainer mer schaf haben dann er bei seinem eigen hew halten kann bei der herschaft hechsten straf.

* agla-agen, die holzigen Bruchstücke, die beim Brechen des Hanfs und Flachs abfallen.

** Rehrich.

Item ainem jeden ist erlaubt 3 jauchart zu hacken und nit mer und soll auff ainer jauchart geben 1 behmisch und welcher weiter hacket, so wiert ein gmaindt schneiden.

Garten mit bäumen besetzen.

Item es soll hiefür alle jar jorlich ein yeder junge beim in sein garten setzen bis der garten nach notturst besetzt wiert, bei straf der herschaft.

Beg durch die garten verboten.

Item welcher den andern durch sein garten get, es sey dan, das ein alter gemainer und genger* fustteig dardurch gee, der soll der herschaft ain guldin, und dem, des der gart ist oder in ergreift und anzaigt, 5 schilling, so aber ainer ain dardurch sehe gann und nit, sonnder ain anderer anzaigte, soll derselbig verschweiger der herschaft auch ain fl und dem, der in anzaigt, 5 schilling zue geben schuldig sein.

Von beholzung jedes hauff.

Item ainem jetlichen gemainen man ist erlaubt, holz zue hauen was er in seinem hauff praucht, doch soll er's wo andere hauen, bei straf der herschaft 10 gulden und der gmaindt 5 schilling.

Holz außhalb zuverkaufen.

Item dem pauersman ist erlaubt, fünf fuder holz hinauff zue fieren, doch wan er eins fueren will, so soll ers den vierleuten vor anzaigen bei straf der herschaft ain gulden und der gmaind 5 schilling.

Sauber holz hauen.

Item die holz hawen in der gmaindt holz, sollen das holz sauber abhauen und stöckh und prun [?] machen, und wo aichen stand, sollen sy kaine abhauen, sonder ston lassen und wo gross bem stend, die sy nit trawen uff zuefetten, sollen sy ston lassen und nichts doran hawen, und wo claster stend, sollends sy sauber uff laden weder stecken noch ligerling ligen lassen und soll der hürt nit in das gehew** treiben, sondern ein trieb für ine nemen und in dem selbigen pleiben, damit dem gehew kain schad wider fare bei straf der herschaft 10 guldin und der gmaind 5 schilling. Auch kain fruchtbar baum und was bauholz geit, nit umb hauen und kainer kein feur in kein holz machen.

Item wan ain baumhauer, dergleichen ein schisler*** oder dreer ain buchen haucht, so soll er den fuerleuten von ainer jeden buchen ein behmisch geben und soll auch on der vierleuth wissen kein buchen hauen bei straf der herschaft 10 gulden und der gmaind 5 fl.

Item wan die wagner ein rad usserhalb des marcht verkaufen, so sollen sy den vierleuten allwegen von ainem rad 1 kreizer geben.

* gängiger.

** ausgehauene Waldstrecke.

*** Dreher, der Holzschiffeln macht.

Item wann ainer ain zu schaden fert oder hiet im korn oder anderstwo, so soll man den schaden an fruchten schehen, und darüber wiert man zwen wölle¹; was dan dieselbigen zwen dem für sein schaden erkennen, sovil soll derselbig der herschaft auch geben, und soll der den schaden gethan hat und dem der schad geschehen ist, jeder den zwayen schehern 1 bagen geben.

Item so man das weisch verboten hat und darüber ainer darin hiet oder sein vieh darein treibt, so soll er der herschaft verfallen sein 1 fl und einer gmaind 5 schilling, es were dan sach, das ainer in ainem adher schnit, so hat er macht dieweil er schneit, das ziehent vich und nit lenger bei im lossen zu gaun.

Item es soll keiner kain ross aufftreiben nach dem Avamaria dan er schlags under den hossen² und zue morges vor dem Avamaria; welcher aber ausschlagen thut, so oft man in erwist³, muss er der herschaft 1 fl und der gmaind 5 schilling geben.

Item es soll niemandts nach dem so der hürt auff und in treibt, vor und nach dem trindchen kain gaiss uf den gassen gaun lassen, sondern dieselbigen einsperen; dan welcher ainem ain gaiss über sollichs in seinem garten anderstwo zue tod schliege, der soll im nichts darfür zue geben schuldig sein.

Item wo die hirten mangl haben an trieb und trat, so solend sy das den vierleuten anzaigen, das sy mit denen schaffen, das sy trib und trat uf machen. Wo sy das nit thun, ist die straf der herschaft 1 fl und der gmaind 5 schilling.

Item welcher ainem über sein wifen fuer mit holz oder anderm, was er fuert, oder im heient⁴, ist die straf der herschaft 1 fl und der gmaind 5 schilling und dem, der in erwischt 5 bagen.

Item dieweil so ein grosser schad von dem miesig⁵ genden rossen und fillichen⁶ geschicht, soll man ein daghierten dingen, damit sollicher schad vermiten pleibe.

Item welcher ein ganß in feld oder dorf sicht, die zu schaden geet, soll einem jeden preis⁷ sein, welcher dessen überhoben will sein, der treibs ndern herten.

1. wählen.
2. Hoffer - Pferdehirt.
3. erwischt.
4. Heuet.
5. müßig.
6. Füllen.
7. preisgegeben.



Beilage zur Kocher-Zeitung und zum Härtsfelder Boten

Unsere Heimat im Spiegel alter Reisebeschreibungen.

Von J. Kammerer.

„Durchflüge durch Deutschland, die Niederlande und Frankreich“, so hat ein eigenartiger, vielseitig begabter Mann, Jonas Ludwig von Heß (1756—1823), die Bände betitelt, in denen er seinen Zeitgenossen die Eindrücke seiner Wanderungen schilderte. In dem 5. Bändchen, das mit der Beschreibung Dinkelsbühls beginnt, erzählt uns der vielgereiste Mann seine Erlebnisse in Bopfingen und Neresheim in der Zeit um 1789. Es hat einen besonderen Reiz, zu vernehmen, wie dieser Mann, der Deutschland zu Fuß durchzog, Land und Leute unserer Heimat gesehen und seiner Zeit geschildert hat. Es sei unterlassen, Bemerkungen zu den nachfolgenden Schilderungen zu geben oder Irrtümer zu berichtigen. Die Darstellung ist nicht ohne offenkundige Mängel. Es fällt z. B. auf, daß Heß bei der Schilderung Bopfingens den berühmten Herlin'schen Altar in der Stadtkirche nicht erwähnt. Wir wollen auch nicht mit ihm rechten über die Deutung des Namens der alten Reichsstadt, die ihm nur unvollkommen gelungen ist. Schmerzlich berührt mitunter die Wahrnehmung, daß so manche Merkwürdigkeit, die der Reisende erwähnt, nunmehr verschollen ist. Wir geben ihm im folgenden das Wort. Zuerst die Schilderung Bopfingens:

Bopfingen.

Der ganze drei Meilen lange Weg von Dinkelsbühl nach Bopfingen besteht aus Wiesen und Waldungen, Kornfelder trifft man nur sparsam.

Man spürt an allem, daß man in Schwaben ist. Das Land wird bergiger, nackte Felsen und graue Höhen wechseln mit einander ab und schließen weite Wiesen, Täler, Seen und Fischweiher mit ihren Einfassungen ein. Die Ackerfelder sind sorgsam und fleißig

bearbeitet, eingezäunt und eingedeicht und geben die anvertrauete Saat vielfach zurück. Große Tannenwälder, Felsenklüfte, Steingründe, Moore und Seen nehmen einen großen Teil von Schwabens Flächeninhalt ein und nötigen die Einwohner des urbaren Landes mit Oekonomie und Ueberlegung zu handeln; die großen schiffbaren Ströme und vielen Flüsse nehmen ebenfalls einen ziemlichen Raum ein, welcher indes wieder von der durch diese Gewässer erleichterten Communication ersetzt wird. Es gibt angenehme, schöne, lachende Gegenden und Anblicke in Schwaben, aber auch groteske, ungeheure, abschreckende Szenen, worin nichts als Felsen, nackte Berge, Heiden, mit Sand bedeckte Strecken und unfruchtbare, kahle Abgründe mit einander abwechseln. Die Dörfer und Häuser des Landmanns sind gut und unweit besser gebauet, als im nördlichen Deutschland. Die mehrsten sind ganz von Stein, doch trifft man auch oft Dörfer, in welchen die Häuser von Tannenbäumen, die übereinander liegen, gebauet sind; diese hölzerne Gebäude sollen des Winters sehr warm sein; die Fugen und alles was Oeffnung gibt, sind mit Birkenrinde bewahrt, und die innere Wand ist mit Brettern betäfelt. Diese Häuser haben gewöhnlich kleine Fenster von vier Glasscheiben, sind mit Stroh bedeckt und gleichen den finnländischen Hütten. Die steinernen Häuser haben flache Schindeldächer. Die Schindeln sind nicht angenagelt, sie werden bloß von daraufliegenden schweren Steinen gehalten, damit sie der Wind nicht herunter weht. Man behauptet, daß diese Dächer den Regen sehr gut abhalten und warm sind. Die Kirchen, woran kein Mangel ist, sind gut gebauet, fast alle gelb und weiß übermalt, mit Ziegeln gedeckt und, so viele ich inwendig besahe, nett und sauber ausgeziert.

Mit Ochsen sieht man hier nie pflügen; man spannet ein, zwei, drei, auch vier Pferde vor den Pflug, je wie der Acker beschaffen ist. Indes ist das Land so locker und gut, daß ich die mehrsten Pflüge nur von einem Pferde ziehen sah. Die Scheunen, worin die schwäbischen Landleute ihr Korn aufbewahren, so wie ihre Viehställe, sind elende Gebäude von Brettern, die bloß in den vier Ecken Pfeilern eingezapft sind, und nicht selten vom Winde umgeworfen werden.

Das Klima in Schwaben ist rauher als das fränkische, doch hält man es für gesund und frei von Epidemien. Hagelschläge und Gewitter, die sich lange zwischen den Bergen aufhalten, sind hier sehr häufig.

Die Schwaben sind von mittler Größe, breiten Schultern, starkem Knochenbau; sie haben runde Köpfe und rote Backen. Weiber und Männer haben mehrtheils dunkelblaue Augen und braunes Haar. Die Männer haben starke Bärte und männliche Stimmen, sie sind magerer wie die Weiber. Unter diesen gibt es schöne Figuren von vollem Wuchs, regelmäßigen Zügen und geistreichen Blicken. Die Männer haben etwas Wildes und Freimüthiges in ihrem Gesichte, Tun und Gebärden. Sie sagen ihre Meinung frei heraus, und suchen solche nicht durch gefällige Worte zu mildern; dies macht, daß man sie anfänglich für grob hält; welches ihr Fehler aber nicht

ist, wovon man bei längerem Umgang durch ihre Dienstwilligkeit und freundschaftliche Handlungen bald überzeugt wird. Sie sind zur Fröhlichkeit aufgelegt, tanzen gern, wobei denn wohl gewöhnlich zuviel getrunken und wenn die Sinne erst benebelt, der Wollust ebenfalls geopfert wird. Sie hassen alles Fremde und hängen mit dem hartnäckigsten Eigensinn an alten Gewohnheiten. Sie lieben die vaterländischen Reime der grauen Vorzeit und sagen sich bei ihren Belagen ganze Erzählungen in Versen vor. Uralt Geschichten von Turnieren und Fehden weiß der Bauer in Menge auswendig und erzählt sie seinem horchenden Jungen mit Leidenschaft und Eifer fürs Vaterland. Sie sind gottesfürchtig und verehren ihren Pfarrer mit der aufrichtigsten Liebe. Sie sind ungemein gastfrei und gutherzig. Wie oft hat mir eine schwäbische Bäurin ins Gesicht gelacht, wenn ich fragte, was ich für die verzehrte Milch schuldig wäre! Ich habe weder die Plumpheit noch Unreinlichkeit in Schwaben und Bayern gefunden, die diesen Völkern von einigen Schriftstellern vorgeworfen ist; eher möchte man ihnen Sorglosigkeit, Trägheit und Fahrlässigkeit ansuldigen können, die Folgen einer bigotten Erziehung sind und den schädlichen Glauben geben, daß man durch Opfer, Bitten und Wallfahrten den Willen der Vorsehung zu unserm Nutzen lenken kann. Aber bei alle dem sind die Schwaben ein biederes, redliches, männliches Volk von freiem Mute und altdeutscher Treue.

Die freie Reichsstadt Bopfingen liegt am Eggerfluß, im Tale zwischen zwei hohen Felsenbergen, der Ipf und der Flocks-Berg genannt. Auf diesem letztern sind noch die Trümmer eines alten Schlosses zu sehen, das von den Schweden im dreißigjährigen Kriege zerstört ward. Der Ipf ist ein hoher, runder, hellroter Felsen mit dünnem, weichen Moos überwachsen, wodurch das Heraufsteigen fast unmöglich wird; man gleitet zehn Schritte zurück, wenn man mit Mühe einen vorwärts gemacht hat. Herunter kommt man um so leichter, man rutscht wie von einem Eisberge so geschwinde, daß diese Fahrt einen schwindlicht macht. Oben auf der Kuppel des Felsens ist eine vortreffliche Aussicht; man sieht Nördlingen, Wallerstein, Dettingen, Lauingen und unzählbare Flecken, Dörfer und Kirchen.

Die Stadt ist schlecht gebauet, hat etwa vierhundert Häuser und ist fast ungepflastert. Ihre dreihundert Bürger leben vom Getreidebau; unter den Handwerkern sind ein Färber und zwei Wollenzeugmacher.

Die Stadt hat, ohne ein eigenes ganz artiges Gebiet, das um sie her liegt, noch hundertundfünfzig Bauernhöfe mit ihren Nachbarn gemeinschaftlich, nebst großen schönen Waldungen, die gute Einkünfte geben. Sie würde bei diesen Umständen wohlhabender sein, wenn nicht ein langwieriger Streit zwischen Rat und Bürgern, der sich erst vor fünfzehn Jahren endigte, vieles aufgezehrt hätte. Das Ende des ganzen Prozesses war, daß der Gehalt des Rats heruntergesetzt ward. Jetzt hat der Bürgermeister, ohne etwas Brennholz, jährlich fünfzig Gulden; ein Rathsherr zwanzig Gulden; der Stadtdiener dreißig Gulden. Der Rat besteht aus drei Bürgermeistern, neun Rathsherrn und einem Syndikus; dieser ist der einzige Gelehrte und regieret eigentlich diese Republik, einer der kleinsten in der Welt.

Die Abgaben sind stark genug. Zwei Prozente müssen vom Vermögen, von jedem Viertel Malz zehn Kreuzer (vierzig Viertel machen einen Brau), für das Brantweinschenken alle sechs Wochen ein halber Gulden erlegt werden.

Die Stadt hält zwei Mann Soldaten, die wohl nicht immer auf den Beinen sind; sie muß zum Kreis-Kontingent siebenzehn und einen halben Mann stellen. Zum Römer-Monate zahlet sie zwanzig Gulden; zum Kammerzieler dreißig Reichstaler fünfundsechzig und einen halben Kreuzer. Sie hat beim Reichstage und der schwäbischen Städtebank die siebenunddreißigste; beim schwäbischen Kreise die siebenundzwanzigste Stelle.

Die Einwohner sind alle evangelisch. Die Stadt hat eine Kirche, die für ihre Einwohner von hinreichendem Umfange ist und keine andere Merkwürdigkeiten enthält, als einen in Stein gehauenen Ritter, der auf einen Löwen tritt, mit der Unterschrift „1234 am Johannistage starb der edle Ritter von Bopfingen.“ Es heißt, ein gewisser Poppo habe, wo die Stadt steht, zuerst zu bauen angefangen und der Ort heiße nach ihm eigentlich Poppingen. Die alten Schwaben haben die Gewohnheit, zischende Buchstaben in ihre Namen einzufchieben, wie z. E. das s, in Gundelfingen, Ingelfingen u. dergl. Von dem Kirchturm müssen zwei Trompeter jeden Abend von zehn bis halb elf Uhr ein Duett blasen. Die Melodie ist von einem Kirchen-Gesange und wird von den Einwohnern andächtig mit gesungen.

Auf dem Rathause, einem dem kleinen Ort angemessenen alten Gebäude, werden ein Duzend alte Gewehre, Säbel und Patrontaschen vorgezeigt; eine große blaue und rote seidene Fahne, worin ein Adler gestickt ist; dies Panier der Stadt wird für das kostbarste Stück gehalten und ist sehr sorgfältig in eine Menge Makulatur eingewickelt.

In der kleinen Ratsstube hängen dreißig zinnerne Kannen, die bei den Rats-Schmausen gebraucht werden. Daneben ein paar hölzerne Hals-Fideln und zwei eiserne Ringe mit Glocken versehen, welche den aus der Stadt Verwiesenen aufgesetzt werden. Dies sind die Schätze und Kostbarkeiten alle, welche Bopfingen besitzt. Sie werden wenigstens dem kleinen Staat keine Reider und keine habgierigen Besuche von fürstlichen oder republikanischen Helden zuziehen. Ich glaube nicht, daß Bopfingens ganzer harter Reichtum hinreichte, die Forderungen eines einzigen Employé's der Sambre- und Maas-Armee zu befriedigen und wenn alle edle Metalle, die sich in der Stadt finden, hergegeben würden.

Goldene und silberne Geschirre prangen nicht bei den frugalen Mahlzeiten der Bopfinger Senatoren. Ich war bei einem Schlachter, der zugleich Bürgermeister war, eingefeiert und die Magnificenz aß mit zinnernen Töpfeln. Dies Haus dienet den wandernden Handwerksburschen zum Einkehren. Einen Gasthof gibt es hier nicht; ein Reisender, der in Bopfingen übernachten will, muß sich gefallen lassen, unter dem Dache in einem der vielen mit Brettern abgedeckten Kammern auf Stroh, das sparsam in den dicht aneinander gereiheten Bettstellen vielleicht seit dem Anfang des Jahrs liegt, zu schlafen.

Ich hatte ein paar Schneidergesellen in der nächsten Kammer zu Nachbarn. Statt des Abendgebets rechneten sie mit einander ab. Der eine hatte dreiundzwanzig, der andere fünfunddreißig Kreuzer zusammen gesockt. Dieser war mißvergnügt über die geringe Einnahme seines Kameraden. Dies wäre nun seit ihrer Vereinigung täglich der Fall gewesen, warf er ihm vor. Er gab die sechs Kreuzer, die den Unterschied zwischen ihnen machten, mit Widerwillen hin und kündigte ihm dabei die Gütergemeinschaft bis zum nächsten Sonntage auf. Nachdem dies abgemacht war, lenkte sich die Unterredung auf mich. Ihr Urtheil über meine Person war nicht schmeicheltast. Der eine erklärte mich für einen von den vielen welschen Gaunern, die das Land durchzögen und einsam reisende Handwerksbursche bei Gelegenheit ausplünderten. Der andere meinte, ich würde wohl ein Jude sein, da ich keine Bürste und keine Schweins-Carbonade habe essen wollen, sondern mit Milch und Brot zufrieden zu Bette gegangen wäre. Ich handele wohl mit Loszetteln und wenn man dem Schelmenpack von Juden nur trauen dürfte, so hätte er nicht übel Lust, morgen ein Loszettel in der Dettingischen Lotterie, die in einigen Tagen gezogen würde, zu kaufen. Aber das Juden-Geschmeiß, behauptete er, machten die Lose selbst und wenn man auch gewönne, so erhielte man nichts. — Beinahe erschrak ich vor mir selbst über eine solche Charakteristik. Den folgenden Morgen machte ich mir den Spaß mit ihnen, sie zu einem ziemlich genießbaren Frühstück, das ich bestellt hatte, einzuladen. Sie aber schlugen es aus. Ich wollte in ihrer Gesellschaft nach Nördlingen gehen; sie sagten, ihr Weg ginge über Aalen. Ich bat sie, mir für einen halben Gulden Kreuzer zu geben; sie hätten keine, sagten sie; wahrscheinlich hielten sie mein halbes Guldenstück für falsch. Ich mochte anfangen was ich wollte, sie parierten alles ab und mochten mit mir in keine Wege zu schaffen haben. So verschieden werden oft die Wirkungen der kleinsten Handlungen für uns. Ludwig XVI. ward quillotiniert, weil er sich in St. Menchoud Zeit nahm, gebratene Schweinsfüße zu essen. Ich fiel in einen bösen Verdacht bei ein paar Schneidergesellen, weil ich kein Schweinefleisch hatte essen wollen.

Neresheim.

Die Benediktiner Abtei Neresheim liegt zwei kleine Meilen von Nördlingen. Der Weg führt durch einen dichten Tannenwald. Das Land ist bergig; man steigt und fällt; kommt in keine Ebene und durch kein Dorf.

Das Städtchen Neresheim liegt an einer Anhöhe, ist mit einer Mauer umgeben, hat einige hundert Häuser, die von Bauern und Handwerkern bewohnt werden. Die Stadt gehört zu Dettingen-Wallerstein, das hier einen Ober-Amtmann wohnen hat.

Das Kloster Neresheim liegt einen Kanonenschuß von der Stadt auf einer ziemlich hohen Anhöhe. Es ist groß und weitläufig, fest und stark gebauet. Die Benediktiner-Mönche, welche dieses Kloster bewohnen, sind wirklich zum Teil, so viel als Mönche sein können,

aufgeklärte Menschen. Sie geben den umherwohnenden Kindern Unterricht in den mehrsten Wissenschaften und halten Vorlesungen über Philosophie, Geschichte, Naturkunde u. s. w., trotz einer wohl-versehene Akademie. Der Professor Magnus Faust, ein sehr gebildeter und heller Kopf, liest über Kant für die Novizen des Klosters.

Diese Mönche sind sehr gastfrei. Jeder Reisende, der bei ihnen einkehrt, wird unentgeltlich bewirtet. Er ist mit einem ihm vom Prior zugegebenen Klosterbruder allein und findet gewöhnlich an diesem einen wohlunterrichteten, vorurteilsfreien Gesellschafter. Ihre Küche ist sehr gut und der Wein vortreflich. Sie geizen mit nichts, nur Nacht-Herberge geben sie nicht, diese findet man aber in einem nahen Wirtshause für einen unbedeutenden Preis.

Hier ist eine der schönsten Kirchen, die Deutschland aufzuweisen hat; sie ist neu, in einem einfachen, ehrwürdigen Stil gebauet; man kann keinen schöneren Plafond, als den, der über dieser Kirche schwebt, sehen. Er stellt einen Hymnus vor, ist von dem berühmten Maler Knoller gearbeitet. Dieser brachte sieben volle Jahre darauf zu und erhielt, ohne freien Unterhalt, 30000 Gulden für dieses schöne Werk. Die Farben leben, das Ganze erregt Erstaunen und hebt das Gefühl mit entzückendem Zauber empor.

Die Bibliothek ist weder bänderreich noch wegen ihres Gehalts bedeutend. Der Vater-Bibliothekar, den ich antraf, war zwar mit einem großen Teil der darin befindlichen Bücher dem Titel nach bekannt, hegte aber wenig Verehrung für den Inhalt. Unter vielem mönchischem Wust fand ich indessen auch einige neuere Schriften, den Agathon, einige Sachen von Lessing u. dgl.

Das Kloster ist so reich, daß es vor einigen Jahren dem Fürsten von Wallerstein das Städtchen Neresheim um eine große Summe abkaufen wollte, wozu aber Dettingen und Baltern, als Gesamthäuser, nicht einwilligen wollten.

Dies Kloster ward von dem Bischofe Tassino im Jahre 776 erbauet; in dem Kriege der Hunnen völlig zerstört und erst im Jahre 1059 von einem Grafen von Kybrun, um seine schweren Sünden zu tilgen, von neuem aufgebauet. Seit 1768 ist das Kloster erst zu einem unmittelbaren Reichsstifte erhoben und hat in dieser Eigenschaft Sitz und Stimme auf dem Reichstage und beim schwäbischen Kreise erhalten. Es ist auf acht Mann zu Fuß angeschlagen, diese hält es auch in Natura. Sie bewachen den Eingang des Schlosses und lassen niemand hinein, der nicht vom Abt Erlaubnis hat; eine Einrichtung, die etwas stark mit der hier im Innern herrschenden Gastfreiheit kontrastiert. Doch mögen diese Friedenshelden ihre Ordre wohl überschreiten, die sich wahrscheinlich nur dahin erstreckt, Gauner und Bettler, von welchen Schwaben so voll ist, abzuweisen.

Man rechnet, daß von der erstern Gattung der schwäbische Kreis allein jetzt 2726 besitzt, die das Handwerk öffentlich treiben. Dieses Diebes-Gesinde macht die Landstraßen und das Wohnen in isolierten Häusern und kleinen Dörfern sehr unsicher. Sie durchziehen, teils in großen Parteien, teils in kleinen Haufen, das Land; brechen die

Nächte über ein, da wo sie viel zu finden hoffen und leeren ganze Häuser aus. Den Tag über bestehlen sie die Märkte und die Reisenden. Der schwarze Wald, der Welzheimer Wald und die Alb sind ihre Hauptquartiere. In diesen tiefen Waldungen und Tälern haben sie ihre Nester, wo sie sich den Winter über aufhalten; den Sommer über sind sie überall im ganzen Lande zerstreuet. Nach einer Berechnung, die sich auf den Aussagen der seit zehn Jahren hingerichteten Gauner in Schwaben gründet, muß sich der Verlust für diesen Kreis allein durch den Raub und Diebstahl dieses Gesindels auf 147593 Gulden jährlich belaufen, wodurch nur für dieses Jahrhundert die ungeheure Summe von 14 Millionen Gulden herauskäme. Man hat viele und mannigfaltige Versuche von Seiten des schwäbischen Kreises gemacht, dieses Verderben des Landes auszurotten, aber es scheint unmöglich zu sein. Ein vorzügliches Hindernis sind die vielen kleinen Herren und reichsunmittelbaren Herrschaften, worin Schwaben geteilt ist. Die Leichtigkeit, von einem Gebiete zum andern zu kommen, sichert den Gauner gegen Festmachung und Strafen. Die Gefangennehmung und weitläufigen Inquisitionen verursachen große Kosten, deshalb befasset sich nicht leicht ein kleiner Staat oder Fürst damit. Württemberg, Baden und Fürstenberg haben vieles getan, um die Gauner auszurotten, aber es ist vergeblich gewesen; da, wenn ein Streif gegen sie vorgenommen wird, sie solches durch ihre Spione, die sie unter den Beamten selbst haben, frühe genug zu wissen bekommen, sich über die Grenze machen und wenn die Zeit der Gefahr vorüber ist, wieder zurückkehren. Die Gauner-Zunft, die hier so öffentlich ihr Wesen treibt, kann ihren Anfang eigentlich von dem dreißigjährigen Kriege her datieren. Dieser Krieg trieb eine Menge Menschen von Haus und Hof; die Not machte sie zu Landstreichern und Räubern. Nach der Endigung dieses Krieges wurden viele Tausende von Soldaten abgedankt; diese, an eine wilde Lebensart gewöhnten Menschen, ohne Unterhalt, ohne Heimat, ohne Lust und Gelegenheit zum Arbeiten, schlugen sich zu jenen Landstreichern und bildeten die noch fortdauernden Diebs- und Räubergesellschaften, die ihre Uebeltaten wie ein gelerntes Handwerk treiben und sich in verschiedene Klassen einteilen. Es gibt: Stubenräumer; diese plündern des Nachts dem Bauern, der sie beherbergt, die Stube von allen transportablen Sachen oft rein aus. Scheinspringer, diese schleichen sich bei Tage in die Häuser und nehmen was sie vorfinden. Marktdiebe, Sackgreifer, Kochmooren, diese lektorn begehren Einbrüche, wobei sie weder Gewalt noch Mord sparen. Die, welche im Stillen des Nachts stehlen, ohne Gewalt zu gebrauchen, heißen Bettuchte. Die rechte Festigkeit und das jezige eingerichtete Wesen dieser Gauner entstand eigentlich erst zu Anfang dieses Jahrhunderts durch den französischen Krieg. In dem ersten Jahrzehent unsers Säkulums waren diese Gauner zu so einer Menge angewachsen, daß sie truppweise, zwei bis dreihundert Mann stark, sich zeigten, Dörfer und Städte plünderten, sich in Wälder verschanzten und Schlachten lieferten. Man mußte zu der Zeit sehr ernsthafte Maßregeln anwenden, was nicht hingerichtet ward, sandte man nach Holland und Benedig auf

die Galeeren, bis daß diese Seestaaten sich die Gäste ferner verboten, da die zugefandten Transporte zu oft kamen und zu stark wurden. Man mußte daher Kreis-Zuchthäuser errichten; von welchen eins im Jahre 1722 zu Buchloe, das andere 1725 zu Ravensberg zu stande kam. Aber obgleich diese beiden Häuser sowohl als das Blockhaus zu Kehl und die Landes-Zuchthäuser in Baden und Württemberg gefüllt waren und alle Galgen an den Landstraßen voll Gauner hingen, so half dies doch zu nichts. Das Unwesen blieb und wucherte fort; das aufgegriffene Gesindel ward immer durch neue Ankömmlinge ersetzt. So kam im Jahre 1726 eine dreihundert Mann starke Bande Franzosen vom Nieder-Rhein nach Schwaben, nahm ihr Hauptquartier im Ohlbrenner Wald, steckte im Württembergischen ein Jagdschloß in Brand, verheerte den Flecken Weißag und bedrohte Cannstatt, Tübingen und selbst Stuttgart, mit ähnlichem Schicksale. Der österreichische Erbfolgekrieg vermehrte die Anzahl der Gauner ebenfalls. Im Jahre 1746 haufete eine Bande Gauner von 170 Köpfen zwischen dem Lech und der Donau völlig offensiv und fürchterlich gegen Städte und Dörfer. Keine Post ging mehr sicher, da selbst, während der Kreis im Jahre 1754 in Ulm versammelt war, die Post nahe bei dieser Stadt beraubt ward. Eine starke Rekrutierung für die Gauner in neuern Zeiten, ist der sogenannte Wiener Schub. Oesterreich läßt seit 1781 jährlich zweimal die in seinen Provinzen angehäuften Landstreicher zusammentreiben und unter Bedeckung an die bayrische Grenze bringen, wo sie von den Bayern in Empfang genommen und in Schwaben abgesetzt werden; obgleich der Kreis gegen diesen dem Völkerrechte widerstreitenden Schub von Anfang an ernstlich und dringend protestierte, so hat man doch damit fortgefahren und Schwaben muß sich gefallen lassen, jährlich zweimal auf diese Art von Oesterreich beschenkt zu werden. Bei alle dem haben die Gauner, wenn man nach den Hinrichtungen schließen wollte, abgenommen, oder sie sind auch zivilisierter und vorsichtiger geworden und begehen nicht so viele Straßenräubereien und öffentliche Gewalttätigkeiten als vor Zeiten; denn in den letzten zwanzig Jahren wurden in Schwaben nur 123 Gauner hingerichtet, eine Zahl, die in keinen Vergleich gegen die in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts gehangenen und geräderten Menge von diesem bösen Gesindel zu setzen ist. Der neueste Revolutionskrieg aber, dessen Beendigung vielleicht vergeblich jetzt in Rastatt erwartet wird, hat ohne Zweifel in Schwaben frische Hefen gelassen, wodurch die Zahl der Gauner zum Nachteil des Landes nicht wenig vermehrt werden und neue strenge Maßregeln notwendig machen wird. Bei dem wilden zügellosen lasterhaften Leben, welches die Gauner führen, bei ihrem gänzlichen Mangel an Erziehung und gereinigten Religions- oder Moral-Begriffen, kann man es bewundern, daß sie verschiedene gesellschaftliche Tugenden bis zum höchsten Grade üben.

(Fortsetzung folgt.)



Beilage zur Kocher-Zeitung und zum Härtsfelder Boten

Unsere Heimat im Spiegel alter Reisebeschreibungen.

Von J. Kammerer.

(Fortsetzung und Schluß.)

„So sind sie gegen Arme und Notleidende äußerst mitleidig; sie lassen keinen Dürftigen von sich gehen, ohne ihm zu geben und wenn es ihren letzten Heller wegnimmt. Sie pflegen ihre Kranken mit der unverdrossensten Sorgfalt und verlassen sie nie eher, bis sie tot und begraben sind. Sie halten die härtesten Strafen, Martern und Tortur aus, ehe sie ihre Gehilfen angeben und wagen alles, selbst das Leben, um die von ihrer Gesellschaft Gefangenen zu befreien. Fast alle Gauner bekennen sich zur katholischen Religion; sie üben die äußerlichen Gebräuche derselben sehr gewissenhaft, beten Morgens und Abends ihren Rosenkranz, gehen fleißig in die Messe; beichten oft, gehen wenigstens alle Ostern zum Abendmahl. Sie lassen Messe lesen, wenn sie große Diebstähle oder gewagte Unternehmungen vorhaben, damit solche gelingen; sie tun Gelübde in Gefahren, halten sie pünktlich und haben manche Mutter-Gottes in Schwaben und Bayern von geraubten Sachen neu und prächtig gekleidet. Die Gauner haben ihre eigene Sprache, die aus dem Hebräischen, Französischen, Italienischen, Deutschen und der Zigeuner-Sprache zusammengesetzt ist. So heißt ein Mann-Ganer, ein Kind-Kotem, eine Stadt-Makum, ein Fenster-Feneter, reden-parlen, Milch-Latsche, Vater-Patres, ein Mädchen-Schilse, ein Schwein-Babo, bindereginen, nehmen-zopsen, Blut-Rötling, Fuß-Tritling, Hochzeit-Gaunerei, Soldat-Launinger, Wind-Bläser, ruhen-muffen. Die mehrsten Wörter sind aus dem Hebräischen oder auch nach dem Deutschen gebildet; sie nennen diese Sprache die Jänische; sie bedienen sich ihrer bei ihren Diebereien, Taschenspielerereien und beim Abhören mit großen Nutzen. Auch haben sie eine Zeichensprache, durch

welche sie sich einander mit Gebärden, den unmerkbarsten Bewegungen und Blicken Nachricht geben. Wollen sie einander in der Entfernung etwas kund machen, so malen sie ihr Wappen, das eine jede Gauner-Familie besonders hat, mit den Zeichen, welche die Nachricht verdeutlichen soll, an die Wände, Bäume, in den Kot, des Winters in Schnee. Im Schwarzwalde sind fast alle Häuser und fast der halbe Wald voll von eingeschnittenen und gemalten Charakteren.

Der Weg von Neresheim nach Dischingen, einem dem Fürsten von Thurn und Taxis gehörenden Lustschlosse, geht durch Felsen, Steingründe und nacktes Geklipp. Dischingen ist ein unbedeutendes Fleckchen; das Schloß ist ein mittelmäßiges Gebäude, mit einem ziemlich freien englischen Garten. Der Fürst von Thurn und Taxis wohnt hier die Sommer-Monate durch. Die diesem Hause angehörigen Herrschaften: Eglingen, Dammettingen und die Grafschaft Friedberg, liegen in der Nähe und mögen die Hauptursachen zur Erbauung eines Lustschlosses in dieser rauhen Gegend gewesen sein. Den Winter über residirt der Fürst von Thurn und Taxis zu Regensburg, wo er als Kaiserlicher Prinzipal-Kommissarius am Reichstage vorsitzt. Die General-Post-Direktor-Stelle gehört diesem Fürsten-Hause erblich. Die Stamm-Väter desselben waren Augsburgische Bürger. Franz von Taxis legte im Jahr 1516 eine Post zwischen Wien und Brüssel an. Dies war der Anfang des deutschen Postwesens und der Grund zum Reichthum und Fürstenstand des Hauses Thurn und Taxis. Lamorell, Freiherr von Taxis, erhielt 1615 die Belehnung über das General-Postwesen im Reiche als ein männliches Reichslehn. Das Haus kaufte im Jahr 1727 die Herrschaft Eglingen und erhielt deshalb Sitz und Stimme im Grafen-Kollegium beim schwäbischen Kreise. Durch den Ankauf der Waldburgischen Herrschaften Friedberg, Scheer und Dürmartingen, erhielt es im Jahr 1766 Sitz und Stimme auf der schwäbischen Fürstenbank. Die Revenuen von der Post sind ungemein groß, man rechnet eine Million Taler reinen Ueberschuß; obgleich das Personal des Reichs-Postwesens zwanzigtausend Köpfe stark sein soll. Der jetzige Fürst von Thurn und Taxis ist gegen die Postbedienten ein gerechter und gegen ihre Witwen und Waisen ein wohlthätiger Mann. . . . Der Erbprinz mit seiner Gemahlin, eine geborne Prinzessin von Mecklenburg-Strelitz, werden ihrer sittlichen Vorzüge, ihrer Geistesbildung und überhaupt ihres humanen Betragens wegen allgemein geschätzt und gerühmt.

Der Gasthof bei Dischingen bot nichts Einladendes zum Darbleiben dar. Alles war voll Bedienten, Heiducken, Läufer, Jäger, Jägerbursche und Stallknechte. Man soff, spielte, sang, pfiff, krächzte auf Jagdhörnern und knallte durch das Haus mit Parforcepeitschen. Eine Menge Hunde, die sich sehr feindselig gegen den meinigen betrugten, vermehrten das Unwesen, das allem Ansehen nach die Nacht hindurch gedauert hat, da die hohe Herrschaft erst um elf Uhr sich zu Tische zu setzen pflegte. Ich entschloß mich daher, ob zwar der Abend nicht ferne war und ich fast noch zwei Meilen bis Dillingen hatte, aufzubrechen.

So wie man den Park von Dischingen im Rücken hat, kommt man in eine weite, braune Heide. Ich hatte solche nicht zur Hälfte zurück gelegt, als mir ein paar Jagdwagen mit den fürstlichen Herrschaften entgegen kamen; voraus rannten einige Läufer mit ein paar leichten Windspielen in die Wette. Meine Hündin machte sich bei ihrem Anblick auf und trieb, trotz alle meinem Rufen und Pfeifen, die zarten Bestien in die Heide herum. Als ich sie endlich mit vieler Mühe von dieser unerlaubten Jagd zurück brachte, wollten Läufer und Bedienten über das insolente Tier herfallen und ich würde es wohl schwerlich gegen alle Züchtigungen haben schützen können, wenn der Erbprinz seine Leute nicht abgerufen hätte; wofür ich ihm um so mehr gut bin, da wohl wenig Fürsten es nicht tief unter ihrer Hoheit halten möchten, sich in den Streit zwischen ihren Domestiken mit einer fremden Hündin zu mischen. Ich verlor diese meine treue Gesellin ein Jahr später im Kloster Molt bei Wien. . . .

Die Heide und ein nahes Kornfeld war zurückgelegt, als ich in ein Dorf kam, das eine Kirche, aber kein Wirtshaus hatte. Der Abend war da; schwarze Wolken hingen schwer auf allen Seiten am Horizont; es wetterleuchtete schon; alles kündigte ein nahes Gewitter an. Der Pfarrer saß mit den Seinigen vor der Türe; ich bat ihn um ein Nachtquartier; er schlug es unter sehr kahlen Vorwänden ab und versicherte mir, ich würde Dillingen, das ich vor mir liegen sehen würde, sobald ich aus dem Dorfe käme, noch vor Ausbruch des Ungewitters erreichen. . . .

Gleich vor dem Dorfe fing eine große Heide an, schon regnete es, da ich sie kaum betreten hatte. Vor mir, aber in weiter Ferne, lagen links und rechts zwei Städte, davon ich die Türme deutlich unterscheiden konnte, die wie aufgespreizte Finger zum Himmel wiesen. Der Weg, der durch die Heide führte, hatte keine andre Merkmale, als ein vielfaches Bagengleis. Das Gewitter hing über meinem Haupte; der Regen peitschte herab; die Nacht war pechschwarz, und ich konnte die von Wasser gefüllte Wagenspur nur beim Blize gewahr werden, der um mich herfuhr und das dürre Kraut der Heide versengte. So tappte ich eine gute Zeit ohne Wegweiser, als die in meinem Gedächtnis gebliebene Spur von zwei vor mir liegenden Städten und ohne daß die unfreundlichen Elemente ihr Schnauben um mich her einstellten. Vielmehr nahm ihr Zorn noch zu, es war, als ob Blitz und Donner gegen Sturm und Regen eine Schlacht lieferte. In diesem Ungemach schalt ich den hartherzigen Pfarrer, der mir ein Obdach versagt hatte. Ich rief mit Glosier: „Sätten Wölfe in dieser entsetzlichen Nacht vor meiner Türe geheult, ich hätte gesagt: guter Psörtner, öffne die Türe.“

Meine Hündin troch furchtsam und bange neben mir her. Mit einem mal ging sie rasch vorwärts, stand stille, lauschte, fuhr wie ein Pfeil zurück und heulte zwischen meinen Beinen.

Ich vermutete, sie würde von etwas verfolgt; machte mich mit meinen Stöcke zur Gegenwehr gefaßt, aber ich hörte und sah nichts als das Toben des Unwetters und die ägyptische Finsternis um mich

her. Ich tappte wieder vorwärts und stieß nach wenigen Schritten auf eine Einzäunung, die mir das Weitergehen verwehrt. Ich war also von meinem Wege abgekommen und befand mich an einem eingehegten Wald oder Park. Meine Situation war in der That schlimm, ich hatte die trübe Aussicht, die ganze ungestüme Nacht unter freiem Himmel zuzubringen, der alle Schleusen seines Unwillens geöffnet hatte. Schon war ich durchnäset; der Sturm durchwehete mich, mir klapperten die Zähne, mein Hund wimmerte vor Frost; ich kroch längs der Verzäunung hin; als ich eine gute Weile damit hingebraucht hatte, kam ich an ein Heß. Es war nicht verschlossen, ich öffnete es leicht, ging hinein; mein Hund war nicht zum Folgen zu bewegen, er heulte kläglich, als ob er mich bäte, nicht weiter zu gehen. Es kam mir vor, als ob sich etwas Lebendiges in der Nähe um mich her regte. Zuweilen glaubte ich den Galopp von mehreren Reitern deutlich zu hören. Ich tappte einige Schritte vorwärts, rief meinen Hund, er antwortete mit Geheul und kam nicht, ich mochte locken so viel ich wollte. Ich fürchtete, beim Weitergehen in Abgründe oder Felsenklüfte zu geraten; kehrte um, suchte die Hecke und meinen armen Hund. Er war unglaublich froh, als ich wieder bei ihm war und legte sich auf meine Füße, als ob er sie festhalten wollte. So stand ich an der Hecke gelehnt, matt und kraftlos und wußte nicht, was ich anfangen sollte, als ein starker Blitz den Horizont entflammte und alles um mich her erleuchtete. Ich hatte vor mich hingestarrt und sah beim Schein des Wetterleuchtens den Boden so weiß wie mit Schnee überdeckt, vor mir liegen. Ich sehnte mich nach einem zweiten Blitzstrahl und hoffte, bei solchem die wahre Beschaffenheit meiner Nähe zu entdecken, indem ich meine Augen fest auf die weiße Ebene heftete. Er blieb nicht lange aus; eine schwefelreiche Flamme schoß nicht weit vor mir nieder, bei deren hellem Schein ich gewahr ward, daß ich mitten unter einer großen Herde Schafe stand. Diese Entdeckung war mir nicht unlieb, sie gab mir wenigstens die Hoffnung, daß ich mich nicht weit von einem Dorfe befände. Wie aber es in dieser Finsternis finden? Ich sann auf Mittel und fand kein besseres, meiner üblen Lage zu entgehen, als außer der Hecke bei dem vielfältigen Wetterleuchten die Spur des Schäfers oder seiner transportablen Hütte zu suchen; aber ich fand nichts, der Regen hatte alles verschwemmt, die Heide stand unter Wasser. Endlich half mir meine instinktreiche Hündin aus dieser Verlegenheit, aus welcher mich meine ihr mangelnde Vernunft nicht zu retten verstand. Sie ging immer voraus, indem sie Spur witterte, wedelte mit dem Schwanz und kehrte oft um, als ob sie mich nachholen wollte. Ich folgte ihr unbekümmert; sie brachte mich nach einem langsamen Marsche von einer halben Stunde in ein Dorf, dessen weiße Wände ich bei dem Schein des fortwährenden Wetterleuchtens um mich her gewahr ward. Meine Führerin setzte ihren Gang eifrig fort und es dauerte nicht lange, als sie mich in eine Scheune gebracht hatte, aus welcher uns ein paar Hunde entgegen bellten, die aber sogleich durch eine Menschenstimme in die Scheune zurück gerufen wurden. Es war der Schäfer, der sich mit seinen Hunden vor dem Ungewitter hieher geflüchtet

hatte. Er sagte mir, ich hätte noch eine starke halbe Stunde bis Dillingen; würde aber wohl nicht durchs Wasser kommen, über welches ein Steg ginge, der aber sicher tief überschwemmt sein würde. Der ehrliche Hirte war willig, mich bis ans Wasser zu bringen. Der Wind zerriß jetzt zuweilen das finstere Gewölk und brachte so viel Sternhelle zuwege, daß man doch einigermaßen die Dinge um sich her unterscheiden konnte. Wir fanden den Steg tief unter Wasser und hätte mein guter Hirte nicht mit Gefahr mich hinüber getragen, ich würde die Nacht in der Scheune haben hinbringen müssen und so kam ich endlich gegen Mitternacht in Dillingen an, matt und müde und so naß, als man über der Haut werden kann.

Dillingen liegt eine kleine Viertelstunde von der Donau. Die Stadt hatte wohl ehe einen starken Speditionshandel, der aber durch die, von dem Kurfürsten von Bayern, der eine halbe Meile höher hinauf hart an der Donau liegenden Stadt Lauingen, welches die von mir erblickte Stadt zur Rechten war, erteilten Vorzüge, die unter andern in einem Nachlasse von Dreiviertel aller Land- und Wasserzölle bestanden, sehr gelitten hat. Dillingen hat ein sehr hübsches Schloß, in welchem der Bischof von Augsburg zu residieren pflegte. Der jetzige ist der Kurfürst von Trier und hielt sich damals gewöhnlich in Koblenz auf. Die Stadt hat breite Gassen und ist nicht übel gebauet. Drei Stunden von Dillingen liegt das Städtchen Werdlingen, das ganz von Uhrmachern bewohnt ist, die größtenteils für Augsburg arbeiten. Das Land von hier bis Augsburg ist ungemein fruchtbar und voll großer Dörfer, in welchen viele Juden wohnen. Das weiltläufige Dorf Biberbach hat eine schöne Kirche, die selbst einer ansehnlichen Stadt Zierde geben würde; sie wird ihrer Reliquien wegen stark besucht; liegt auf einem Berge, wovon eine schöne Aussicht ist; rund um die Kirche stehen Kramladen, die immer offen sind und dem herströmenden Landmann täglich Jahrmarkt gewähren. Kirche und Dorf gehören zur Prämonstratenser Abtei Roggenburg."

Aus dem Sagenschatz unserer Heimat.

Die Schlüsselbergerin.

In der Nähe von Königsbrunn, kaum 300 Schritte vom Brenzwurprung entfernt, erhebt sich ein steiler, riesenhafter Fels, der Herwartstein, auf dessen Gipfel früher die feste Burg Herwartstein lag. Hier wohnte einst eine Gräfin von Helfenstein, die man gewöhnlich die Schlüsselbergerin nennt; dieselbe tat viel Gutes solange sie lebte und machte eine Stiftung, wonach alljährlich am Tage des hl. Beit (15. Juni) unter die Armen Brot und Geld verteilt werden sollte, und zwar sollte dies immer durch den jedesmaligen Ortspfarrer geschehen. Sie hatte aber gedroht, wenn diese Austeilung je unterbleibe, so würde sie selbst kommen und den Pfarrer mahnen. Der Pfarrer Steinhöfer vergaß einmal den Tag; da kam in der Nacht die Schlüsselbergerin, flirrte mit ihren Schlüsseln und zog an der Glocke des Hauses.

Auf dem Schlosse Herwartstein, von dem fast nichts mehr zu sehen ist, soll sich früher oft am hellen Tage eine weiße Jungfrau gezeigt haben. Vom Herwartstein bis in das Kloster zu Königsbronn führt ein unterirdischer Gang. (Nach Meier)

Die vorstehende Sage hat einen Heimatdichter zu nachstehendem Gang angeregt:

Des Glöckleins Mahnung zu Königsbronn.

Wer zieht das Glöcklein vor dem Fenster?
Das Glöcklein schellt mit voller Macht;
Wer weilt zur Stunde der Gespenster
In tiefer stiller Mitternacht
Noch unten an des Pfarrhofs Schwelle?
Doch ringsum ist es öd und still,
Vielleicht ein neckender Geselle,
Der nur den Schläfer stören will?

Und wieder mit verstärktem Klange
Erlönt das Glöcklein — und der Ruh
Enteilt der Pfarrherr flink und bange
Und rennt aufs neu dem Fenster zu;
Doch schweigend wie die Totenhalle,
Ruht unter ihm des Hofes Plan
Wie vorhin: nur der Hahn im Stalle
Kräht, schon erwacht der Morgen an.

Und wie er nun am andern Tage
Das Rätsel sich zu lösen saß,
Erscheint der Rükter mit der Frage:
„Ob er den heil'gen Beit vergaß?“
Sonst, sprach er, teilten Eure Hände
Am heil'gen Beit im Gotteshaus
Dem armen Volk die fromme Spende
Der Gräfin Anna selig aus.

Wo aus des hohen Felsen Halle
Der Brenz krystall'ner Quell entspringt,
Des Eisens störrige Metalle
Der Ofen Glut zu schmelzen zwingt,
Dort lebte längst schon Gräfin Anna
Vom alten Stamm der Helfenstein
In ihres Schlosses stillem Banne
Nur sich und ihrem Gott allein.

Sie trug im Leben mild Erbarmen
Mit andrer Mißgeschick und Not
Und hinterließ zum Trost der Armen
Ein reich Gestift noch nach dem Tod:
An Vitus soll das Volk die Gabe
Aus seines Pfarrherrn Hand empfangen,
Versäumt er diesen Tag, — dem Grabe
Entsteig ich selbst und mahn' ihn an.

Nun war der Pfarrherr stracks im Reinen
Und durch des Rükters Frag' ihm klar,
Daß es der sel'gen Frau Erscheinen
Und die gedrohte Mahnung war,
Er schiebt es länger nicht auf morgen,
Eilt ungesäumt in Gotteshaus,
Sein Amt getreuer zu besorgen,
Und teilt dem Volk die Spenden aus.

Und was sie sterbend noch gesprochen
Hielt sie auch treu noch manches Jahr,
Ward frevelnd ihr Gesetz gebrochen,
Erklang das Glöcklein wunderbar;
Manch alter Pfarrherr kanns bezeugen
Der aus dem Schlummer aufgestört,
In stiller Mitternächte Schweigen
Des Glöckleins lauten Klang gehört.

Schatz und Schlüsselfräulein im Flochberg.

Im Jahre 1648 vom 5. bis 15. April ging durch schwedisches Geschick die staatliche Feste Flochberg im Ries in Rauch auf; mit allen Ringmauern, Türmen und Gebäuden wurde es in den jetzigen Schutthaufen verwandelt. Die Sage setzt unter die Trümmer in den Berg einen großen Schatz, den ein schönes „Schlüsselfräulein“ bewacht und ihn oft zu heben Gelegenheit gab vor Zeiten. Von den Ruinen herab erschien das Fräulein oft unten am Berge in Gestalt einer Beschließerin, mit einem großen Bund Schlüssel behangen, um die Vorübergehenden freundlich einzuladen, ihr durch Erhebung eines Schatzes, den ein fürchterlich großer und bellender Hund bewache, zur Ruhe im Tode zu verhelfen. Aber die Mutigsten, die ihr folgten, konnten die bloße stille Herzhaftigkeit im Zugreifen, die vom Hunde allein erlöse, nicht über sich bringen. Die Höllebestie setzte jeden so in Angst, daß er gleich laut aufschrie. So verschwand

denn allemal Schatz samt Hund und Schlüßelräulein. Schön Schlüßelräulein ist heutzutage noch nicht erlöst, wartet und hofft noch immer.

(Nach Birlinger.) R.

Bücherschau.

Geschichte der Harburg im Ries. Von Oberarchivar Dr. Diemand, Wallerstein. 248 Seiten. Preis Halbleinen M. 5.—, Ganzleinen M. 6.—. Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Regensburg. — Oberarchivar Dr. Diemand-Wallerstein, einer der verdientesten Geschichtsforscher des bayerischen Schwaben, hat nun dem Ries ein bedeutames Werk geschenkt, nachdem er vor kurzem erst für die vielen Besucher der Harburg einen vorbildlichen Führer geschrieben hat. Das vorliegende Buch ist eine erschöpfend und breit angelegte Geschichte der Harburg und ihrer Bewohner. Es bringt nicht weniger als 27 ausgewählte Abbildungen auf Kunstdruckpapier, zum Teil baulich oder landschaftlich interessante Bilder, zum Teil geschichtliche Portraits. Aus dem Inhalt sei angeführt: Harburg ein altes Reichsgut — Die Dienstmannen von Harburg — Harburg in Händen der Grafen von Dettingen 1251—1493 — Harburg Residenz des Grafen Wolfgang I. von Dettingen 1493—1522 und seines Sohnes Karl Wolfgang 1522—1549 — Harburg von 1550 bis zum Beginn des Dreißigjährigen Krieges — Harburg von 1648 bis zum Erlöschen der Fürstlich Dettingen-Dettingischen Linie 1731 — Die Harburg im Besitze des gräflich, seit 1774 fürstlichen Hauses Dettingen-Wallerstein — Die Dettingischen Beamten und Diener auf der Harburg — Hausen und Hofen auf der Harburg in alten Zeiten — Die Schloßkirche in Harburg mit Gruftkapelle — Die Harburg als Fronfeste. — Die Schrift ist eine kulturgeschichtliche Abhandlung von größtem Reize. Das Leben und Treiben vergangener Jahrhunderte steht frisch und lebendig vor unseren Augen. Wir möchten unsere Leser auf dieses Werk zur Heimatgeschichte, dem der Verlag eine recht geschmackvolle Ausstattung mitgegeben hat, besonders empfehlend hinweisen.

R.